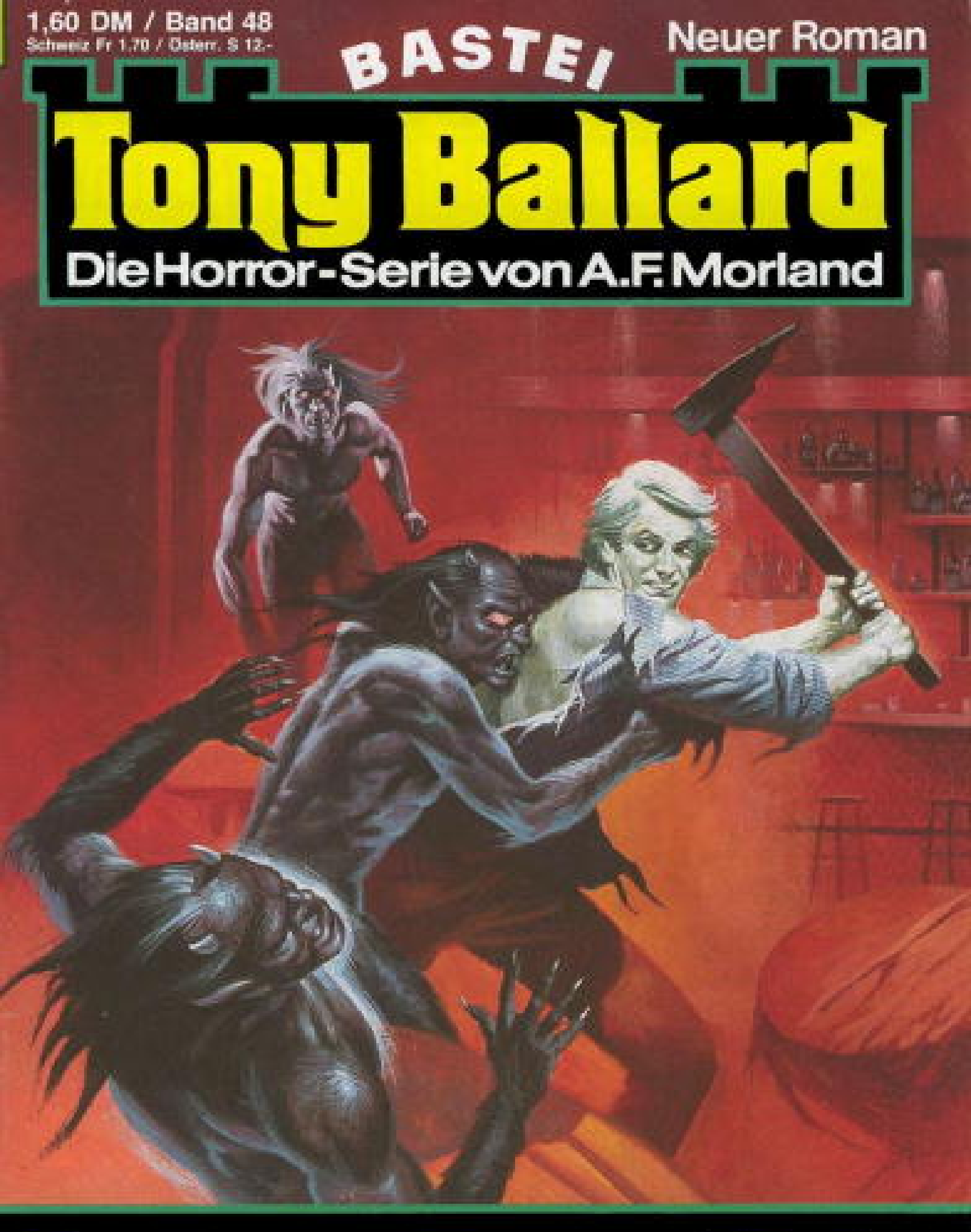


Bestien aus Feuer und Asche



Bestien aus Feuer und Asche

Tony Ballard Nr. 48

von A.F.Morland

erschienen am 20.07.1984

Bestien aus Feuer und Asche

Frank Meax rieb sich grinsend die Hände.

»Heute ist ein großer Tag«, sagte er zu sich selbst.

»Der größte in meinem Leben. Endlich ist die Zeit gekommen, da ich mein Werk vollenden kann.«

Ein gefährliches Feuer flackerte plötzlich in seinen Augen. Wochen-, ja monatelange Versuche und Berechnungen gingen dem großen Ereignis voraus, und heute wußte Frank Meax, daß es in diesem Jahr keinen günstigeren Tag für den Abschluß seiner Experimente geben würde.

Die Konstellation der Höllengestirne war optimal; nur für Stunden, dann würde sie sich schon wieder verschoben haben.

»Heute«, flüsterte Meax. »Heute werde ich mir die Hölle dienstbar machen! Und den Strahler mit ihrer Hilfe vollenden. Dann bin ich unbesiegbar!«

Meax war klein von Gestalt, mit schütterem Haar und einem giraffenähnlichen Hals. Er sah irgendwie verbaut aus. Beine, Oberkörper, Arme und Kopf wollten nicht so recht zueinander passen.

Dennoch hatte Frank Meax nie das Leben eines Eremiten geführt, denn die holde Weiblichkeit ließ sich mit viel Geld leicht blenden.

Wenn Meax bei einer Frau Erfolg haben wollte, ließ er den Rubel rollen. Er suchte sich dafür schon immer die Richtigen aus, die er damit beeindrucken konnte.

Sobald er sein Ziel erreicht hatte, stoppte er den Geldfluß und wandte sich zumeist schon bald einer anderen zu. Sein Vater vererbte ihm eine beachtliche Summe Geld, und er hatte das Glück, sich als Gesellschafter an einer aufstrebenden pharmazeutischen Firma zu beteiligen.

Heute arbeitete das Unternehmen vorwiegend für den Staat, erzeugte eine Reihe wichtiger Immunpräparate und schüttete alljährlich ansehnliche Gewinne aus.

Nebenbei beschäftigte sich Meax mit dem Mysterium »Schwarze Macht«. Mit der Zeit hatte er seine Bibliothek mit allen möglichen Büchern über Magie, Hexen, Zauberformeln und anderen unheimlichen Werken gefüllt.

Schließlich steigerte er sich derart in seine Lektüre, daß Wirklichkeit und Phantasie eine unselige Symbiose eingingen. Und Frank Meax war für eine solche Vereinigung geradezu prädestiniert.

Manche Menschen werden von der Hölle von Geburt an bevorzugt. Nicht alle begreifen das, doch jene, die es merken, können daraus Kapital schlagen.

Meax stand im Living-room am Fenster und blickte geistesabwesend in den Garten. Es war ein grauer, trüber, häßlicher Tag, doch der Mann empfand ihn ganz anders.

Für ihn war es ein Jubeltag, der strahlender und schöner nicht sein konnte. Er hob den Blick und schaute zum Himmel hinauf, und er vermeinte die Strahlen, die ihn und sein Tun so günstig beeinflußten, zu spüren. War da nicht ein kaltes Prickeln auf seinem Gesicht?

Er drehte sich langsam um, begab sich zur protzigen Hausbar und nahm sich einen trockenen Martini. Im Obergeschoß war ein dumpfes Poltern zu hören.

Das war Anne, seine Frau. Mochte der Teufel wissen, warum er sie geheiratet hatte. Sie war ein Luder. Er hatte das schon vor der Ehe gewußt. Klar, er war ja immer auf den gleichen Frauentyp fixiert gewesen.

Lebensfroh und leicht zu haben mußten sie sein, denn er liebte es nicht, sich wochenlang um eine Frau bemühen zu müssen, bis sie ihn endlich – vielleicht – erhörte. Entweder gleich oder gar nicht.

Von Anständigkeit und ehrlicher Zuneigung hielt Meax nicht viel.

Er hatte all die Jahre nicht die Absicht gehabt, eine von seinen Eroberungen zu ehelichen.

Warum er ausgerechnet Anne zur Frau genommen hatte, war ihm selbst ein Rätsel. Vielleicht war er des unsteten Junggesellenlebens überdrüssig gewesen. Vielleicht hatte ihn der Hang zu einer gewissen Bequemlichkeit dazu verleitet, zu fragen, ob Anne seine Frau werden wolle.

Wie auch immer, nun hatte er sie seit zwei Jahren am Hals, und sie war ihm ziemlich gleichgültig.

Er wußte, daß sie einen Liebhaber hatte, kannte sogar dessen Namen. Er war deswegen nicht eifersüchtig, aber dennoch saß ein schmerzhafter Stachel in seinem Fleisch, denn er betrachtete Anne als sein Eigentum, das ihm niemand wegnehmen durfte.

Sie war sein Spielzeug, mit dem sich ein anderer die Zeit vertrieb, und das ärgerte ihn, deshalb hatte er vor einigen Wochen beschlossen, dieses leidige Problem einer für ihn zufriedenstellenden Lösung zuzuführen.

Er hörte sie vergnügt singen. Das tat sie immer, wenn ein Rendezvous bevorstand.

Meax grinste. Ach, Anne, wenn du wüßtest, wie leicht du zu durchschauen bist. Gleich wirst du herunterkommen und mir irgendeine Lüge auftischen, und ich werde sie zum Schein glauben.

Unsere Ehe ist ein großes, verlogenes Theater, aber nur ich weiß, was wirklich gespielt wird.

Er nahm einen Schluck von seinem Drink und ließ sich mitten in die große, rehbraune Wohnlandschaft fallen, die den Raum beherrschte.

Es würde sich vieles ändern nach dem heutigen Tag, das stand für Frank Meax fest. Er würde nicht mehr allzulange verheiratet sein.

Anne würde aus seinem Leben verschwinden, und auch mit ihrem Liebhaber hatte Meax einiges vor.

Amüsier dich noch, solange du kannst, dachte Meax grinsend. Es befinden sich nicht mehr allzuviele Körnchen in deiner Sanduhr, mein Liebling.

Seine Gedanken schweiften ab, und da war plötzlich ein Name in seinem Kopf: Malvandemus…

Malvandemus, der Prophet des Bösen!

Rasch nahm Frank Meax noch einen Schluck vom Martini, denn allein der Gedanke an Malvandemus versetzte ihn in große Erregung. Seit er auf die Schriften dieses Propheten gestoßen war, besaß für ihn nichts anderes mehr Wichtigkeit.

Er vernachlässigte seine Frau und setzte sich mit den alten Aufzeichnungen immer wieder aufs neue auseinander. Er studierte das alte Buch, lernte viele Passagen auswendig und führte mit seiner Hilfe erste Berechnungen durch.

Malvandemus, der Prophet des Bösen, zeigte ihm einen Weg auf, den er sofort einschlug, denn am Ziel erwartete ihn die große Erfüllung. So versprachen es die Schriften, die teilweise auf dem Wissen des Zauberbuches Picatrix basierten.

Frank Meax schreckte aus seinen Gedanken hoch, als er Annes Schritte auf der Treppe hörte. Sie war ausgehfertig.

Jetzt betrat sie den großzügigen Living-room.

Himmel, ist sie aufgedonnert! dachte Meax. Sie muß in Parfüm gebadet haben.

Aufdringlich, vulgär, ordinär – das waren die Worte, die ihm bei Annes Anblick sofort einfielen.

Sie war blond, hatte eine atemberaubende Figur und ein hübsches Puppengesicht. Die Lippen wirkten sinnlich, und der Schwung ihrer Augenbrauen ließ eine gewisse Arroganz vermuten.

Doch mußte Frank Meax zugeben, daß Anne schon etwas Besonderes war. Sie hatte etwas an sich, das man nicht beschreiben konnte. Ein heißes Feuer schien unter ihrer Haut zu lodern. Vielleicht war das der Grund gewesen, weshalb Meax sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle.

Noch einmal hätte er ihr diese Frage allerdings nicht gestellt, denn er hatte heute andere Interessen. Anne war ihm nicht mehr wichtig.

Keine Frau war das mehr für ihn.

Es gab höhere Werte.

Malvandemus zum Beispiel.

Oder Asmodis!

Anne kam mit sanft wiegenden Hüften auf ihn zu, kraulte mit ihren roten Krallen seinen Nacken, nahm ihm das Glas aus der Hand und trank davon.

»Alles in Ordnung, Frank?«

»Aber ja. Und wie fühlst du dich?«

Sie seufzte und tastete nach ihrer Frisur. »Ich bin mal wieder im Streß.«

»Armes Mädchen.«

»Eigentlich sollte ich schon längst weg sein.«

»Was hast du vor?« fragte Meax, obwohl er wußte, daß ihm Anne nicht die Wahrheit sagen würde. Es gehörte zum Spiel.

»Wenn du mich ansiehst, wirst du erkennen, daß ich es mal wieder dringend nötig habe, meinen Schönheitssalon aufzusuchen.«

»Ich finde, du siehst großartig aus.«

»Dann muß dir dein kritischer Blick abhanden gekommen sein. Als ich mich heute morgen im Spiegel sah, fand ich mich zum Erschrecken. Da habe ich sofort den Salon angerufen.«

»Du warst erst vor vierzehn Tagen da.«

Anne zuckte mit den Schultern. »Was soll ich machen? Anscheinend

fängt der Zahn der Zeit allmählich an mir zu nagen an.«
Meax lachte. »Nicht doch, Darling. Du bist vierundzwanzig.«
»Weißt du nicht, daß es höchst ungalant ist, das Alter einer Dame zu erwähnen?«
»Entschuldige, aber wenn man so erfrischend jung ist wie du, darf man das schon noch.«
Sie beugte sich zu ihm hinunter und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn. Er hielt die Luft an, um den aufdringlichen Duft, der sie umwehte, nicht einatmen zu müssen.
»Ich muß gehen«, sagte sie.
»Ich wünsche dir einen schönen Tag.«
»Ruf bitte nicht im Salon an. Ich könnte unter der Trockenhaube sitzen oder beim Masseur sein…«
»Ich verstehe.«
»Und was hast du heute vor?« erkundigte sich Anne.
Er wußte, daß es sie nicht interessierte. »Ach…«
»Willst du hier sitzen und einen Martini nach dem anderen trinken?«
»Nein, ich erwarte Sean Blocker.«
»Sean Blocker«, sagte Anne und rümpfte die Nase, als würde es im Wohnzimmer auf einmal penetrant stinken. »Also ich verstehe nicht, wieso du an diesem einfältigen Fettsack so einen Narren gefressen hast.«
»Sean ist ein netter Kerl.«
»Mag sein, aber er sieht widerlich aus. Mir läuft es jedesmal kalt den Rücken hinunter, wenn ich ihn sehe, und es kostet mich stets große Überwindung, ihm die Hand zu geben. Seine Hände sind immer ekelhaft feucht. Igitt.«
»Er ist ein nervöser Mensch, dafür kann er nichts. Als Freund ist er treu wie Gold.«
»Ja, und er macht alles, was du willst. Es würde ihm nie in den Sinn kommen, dir zu widersprechen. Vermutlich ist es das, was du so sehr an ihm schätzt.« Sie blickte auf ihre Uhr. »Nun muß ich aber wirklich gehen.«
Frank Meax schmunzelte. »Ich halte dich nicht auf.«
Anne verließ das Wohnzimmer, und wenig später hörte er draußen den Motor ihres Wagens brummen.
Dann war sie unterwegs – aber nicht zum Schönheitssalon, sondern zu Charlie Yates, ihrem windigen Freund.
Eine halbe Stunde und zwei Drinks später traf Sean Blocker ein. Er war bestimmt nur unwesentlich leichter als ein ausgewachsenes Nashorn, hatte dicke, vorgewölbte Wangen und sehr tief liegende himmelblaue Augen.
»Hallo, Freund«, sagte er grinsend, als ihm Frank Meax öffnete.
»Komm rein«, sagte Meax und gab die Tür frei.

»Ich bin gespannt wie ein Regenschirm«, bemerkte Blocker, während er mit gesenktem Kopf ins Haus stampfte. »Die Andeutungen, die du am Telefon gemacht hast, lassen einen ja ganz kribbelig werden.«

»Ich habe etwas Großes vor, und ich möchte, daß du dabei bist«, sagte Frank Meax. »Es soll gewissermaßen einen Zeugen geben, der die ungewöhnlichen Geschehnisse bestätigen kann.«

Sean Blocker nickte eifrig. »Ich bin dein Mann, Frank. Du weißt, daß du immer auf mich zählen kannst.«

»Ja, das weiß ich, und dafür bin ich dir sehr dankbar. Vielleicht werde ich in den nächsten Tagen niederschreiben, was wir erleben werden, und du wirst Kapitel für Kapitel bezeugen.«

Blocker lachte. »Mann, Mann, ich bin nervös wie ein Traber vor dem Start. Sagst du mir endlich, was du vorhast?«

»Eins nach dem andern. Zuerst wirst du dich mit einem Drink stärken.«

»Da sage ich nicht nein.«

Die Männer begaben sich ins Wohnzimmer, und Sean Blocker nahm seinen dreistöckigen Scotch entgegen. Er bekam immer dasselbe Quantum und immer dieselbe Marke.

»Auf uns«, sagte er mit erhobenem Glas. »Und auf das, was wir vorhaben. Was immer es sein mag. Ist Anne zu Hause?«

»Nein, sie ist bei ihrem Geliebten.«

Blocker schüttelte den Kopf. »Also ich verstehe dich nicht, Frank. Sie setzt dir Hörner auf, du weißt es, aber du unternimmst nichts dagegen.«

Meax grinste eisig. »Wer sagt, daß ich nichts unternehme?«

»Naja…«

»Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren, mein Lieber, und finden heute ihren Abschluß.«

»Hast du vor, dich scheiden zu lassen? Anne mag mich nicht, und ich hab' sie ehrlich gesagt auch nicht gerade ins Herz geschlossen, deshalb würde ich die Scheidung begrüßen. Sagte ich dir nicht schon vor zwei Jahren, daß Anne nicht zu dir paßt? Aber du hast nicht auf mich gehört. Gegen eine Frau im Bett kommt ein Freund, der es ehrlich meint, eben nicht an. Sie hat dich herumgekriegt.«

»Das stimmt nicht. Ich war es, der sie heiraten wollte.«

Blocker lachte. »Ich weiß, kein Mann hört das gern, aber es ist so, wie ich es sage, Frank. Sie hat dich um den Finger gewickelt. Okay, der Entschluß, sie zur Frau zu nehmen, kam von dir, aber Anne hat dich dazu veranlaßt, ohne daß es dir auffiel. Ja, ja, die Weiber haben eine große, geheimnisvolle Macht über uns Männer.«

»Trink aus, ich möchte dir etwas zeigen«, sagte Meax, allmählich unruhig werdend.

Das war kein Problem für Sean Blocker. Er soff wie ein Loch. Seine

diesbezüglichen Ausrutscher ließen den Verdacht begründet erscheinen, daß er hart an der Grenze zum Alkoholiker war.

Er warf den Kopf in den Nacken, setzte das Glas an den weit geöffneten Mund und schüttete den Scotch mit einem schnellen Ruck hinein.

Nachdem er das Glas abgestellt hatte, klatschte er in die Hände und sagte: »Hepp! Ich bin bereit.«

Frank Meax führte den Freund in den Keller. Blocker wußte, daß sich Meax dort unten ein Laboratorium eingerichtet hatte.

Hin und wieder nahm ihn Frank Meax mit in sein Allerheiligstes.

Ob Anne schon mal hier unten gewesen war, wußte Blocker nicht.

Jedenfalls war Anne von ihrem Mann noch nie dazu aufgefordert worden, diese Räume zu betreten.

Der Keller war Franks Reich, hierher zog er sich zurück, wenn er allein und ungestört sein wollte, hier frönte er seinem Hobby, von dem Blocker nicht ahnte, wie gefährlich es war.

Das Kreischen und Keckem zweier Gibbons begrüßte sie, als sie das Laboratorium betraten. Die beiden kleinen, lustigen Affen sprangen im großen Gitterkäfig hin und her.

»Na, ihr beiden«, sagte Sean Blocker und klopfte mit dem Handrücken gegen den Käfig. »Drollige Kerlchen sind das…«

»Laß sie!« sagte Frank Meax scharf.

Blocker kehrte dem Käfig den Rücken zu. »Sag mal, du hast jede freie Minute dafür verwendet, um an irgendeinem Ding herumzubasteln, tatest immer sehr geheimnisvoll. Was ist daraus geworden?«

»Das Gerät ist fertig.«

»Tatsächlich? Und wozu ist es gut? Darf ich es mal sehen?«

»Das ist der Grund, weshalb du hier bist. Natürlich darfst du es sehen, und wenn wir Glück haben, werden wir auch erleben, wie es funktioniert.«

»Hast du’s denn noch nicht ausprobiert?«

»Noch nicht richtig«, sagte Meax und begab sich zum Wandsafe.

Er drehte an der Zahlenkombination und öffnete die dicke Stahltür.

Er griff in den Tresor und holte zunächst ein in schwarzes Leder gebundenes, abgegriffenes und zerlesenes Buch heraus.

Er legte es vor seinen Freund hin, und dieser las: »M-a-l-v-a-n-d-e-m-u-s.«

Meax nickte bedeutungsvoll.

»Wer oder was ist Malvandemus?« fragte Sean Blocker.

»Er war ein großer Prophet. Viele seiner Weissagungen haben sich inzwischen erfüllt«, sagte Frank Meax beinahe ehrfürchtig. Er legte seine Hand auf den Lederumschlag. »Diesem Werk liegt das berüchtigte, auf hellenistischorientalischen Grundlagen basierende Zauberbuch Picatrix zugrunde, das Agrippa von Nettesheim immer

wieder heranzog.«

Blockers Mund öffnete sich und blieb eine Weile offen. »Also ich versteh’ nur Bahnhof und Koffer klauen«, sagte er schließlich.

Frank Meax winkte ab. »Ist nicht so wichtig.«

»Du willst mich nicht aufklären?«

»Nein.«

»Ein Zauberbuch namens Picatrix… Agrippa von … Wie war der Name?«

»Nettesheim.«

»Nie gehört.«

»Der Name ist ohne Bedeutung für uns«, sagte Frank Meax. »Was zählt, ist dieses Buch, das Malvandemus vor langer Zeit geschrieben hat. Es befinden sich darin umfassende Berechnungen, geheimnisumwitterte Formeln zur Dämonenbeschwörung, Weissagungen und Anleitungen für die Kontaktaufnahme mit Jenseitswelten.«

Blocker schüttelte sich. »Da kriegt man ja glatt eine Gänsehaut.«

Immer noch lag Meax’ Hand auf dem Buch. »Ich habe den wertvollen Inhalt dieses Buches in mich aufgesogen wie ein Schwamm, und das gewonnene Wissen wird es mir heute ermöglichen, einen gewaltigen Meilenstein zu setzen. Er wird mein Leben verändern.«

»Und meines?« fragte Blocker zaghaft.

»Deines vielleicht auch.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das möchte, Frank.«

Meax sah seinen Freund durchdringend an. »Du wirst bleiben und zusehen, was passiert!«

Blocker nickte. »Okay. Wenn du es willst, bleibe ich, Frank. Darf ich was bemerken?«

»Was?« fragte Meax schneidend.

»Du kommst mir heute irgendwie anders vor. So… so … kalt, so unpersönlich, so unnahbar.«

»Ich bin innerlich nur ungemein angespannt, das ist alles.«

Sean Blocker ließ die Erklärung gelten, aber er fühlte sich nicht mehr wohl in diesem Laboratorium.

Dämonenbeschwörung… Jenseitswelten … Das war ihm zu unheimlich, damit wollte er nichts zu tun haben. Wenn sich Frank damit befaßte, war das in Ordnung, jedenfalls, solange er ihn da nicht mit hineinzog.

Aber genau das schien Frank Meax vorzuhaben, und deshalb fühlte sich Blocker unbehaglich. Da er aber nicht den Mut hatte, sich dem Wunsch seines Freundes zu widersetzen, würde er bleiben müssen.

»Malvandemus spricht von einzigartigen Geräten, von Waffen, die man irgendwann einmal wird bauen können«, fuhr Frank Meax fort.

»Zu der Zeit, als er dieses Buch schrieb, standen den Menschen noch

nicht jene technischen Hilfsmittel zur Verfügung, die es heute gibt und derer wir uns nur zu bedienen brauchen. Malvandemus erwähnte eine Waffe, die es einmal geben wird. Sie wird simpel in der Handhabung sein und ihren Besitzer stark und mächtig machen.«

»Ist diese Waffe so was wie 'ne Atomrakete?«

»Ist eine Atomrakete simpel?«

»In der Handhabung schon. Du brauchst nur auf einen Knopf zu drücken, alles andere passiert von selbst.«

»Auch ich brauche nur auf einen Knopf zu drücken«, sagte Meax mit funkelnden Augen. »Aber ich muß keine Rakete mit mir herumschleppen.«

Blocker riß die himmelblauen Augen auf. »Willst du damit etwa sagen, daß sich die Waffe, die einen Mann stark und mächtig macht, in deinem Besitz befindet?«

»Ich habe meine ganze Freizeit in dieses Gerät investiert«, sagte Meax. »Viele Nächte verzichtete ich auf den Schlaf, um rechtzeitig fertigzuwerden.«

»Rechtzeitig? Ich kann mir nicht vorstellen, daß dir jemand eine Frist gesetzt hat.«

»Doch.«

»Wer?«

»Er«, sagte Frank Meax, klopfte mit der Hand auf das alte Buch und fuhr fort: »Malvandemus, der Prophet des Bösen.«

Blockers feiste Wangen überzogen sich mit einer ungesunden Blässe. »Ich glaube, ich habe mich eben verhört«, sagte er mit kratziger Stimme. »Du willst dich mit finsteren Mächten einlassen?«

»Was ist schon dabei?«

»Bist du dir darüber im klaren, daß das verdammt schiefgehen kann, Frank?«

»Nicht, wenn ich mich an dieses Buch halte«, sagte Meax überzeugt.

»Junge, ich bin dein Freund; du weißt, daß ich es immer nur gut mit dir meine, deshalb rate ich dir, die Finger von der Sache zu lassen. Was du vorhast, kann lebensgefährlich werden.«

Meax lachte. »Meine Güte, was bist du doch für ein schrecklicher Hasenfuß. Ein Mann wie ein Bär hat den Mut eines Karnickels.«

»Mit der Hölle ist nicht zu spaßen.«

»Denkst du, das weiß ich nicht?«

»Warum setzt du dein Leben dann so leichtsinnig aufs Spiel?«

»Du wirst sehen, daß ich das nicht tue, Sean«, sagte Frank Meax, begab sich erneut zum Safe und holte ein zehn Zentimeter langes, zylindrisches Gerät heraus. »Hier ist die kleine Wunderwaffe«, sagte er mit stolzgeschwellter Brust.

Blocker sah ihn ungläubig an. »Eine Taschenlampe? Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.« Der Dicke fing an zu lachen, und ein

erleichterter Seufzer entrang sich ihm. »Großer Gott, wie blöd ich bin. Es ist ein Scherz, es ist alles nur ein Scherz, und ich Holzkopf falle darauf herein. Eine Taschenlampe.« Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Es ist zum Totlachen. Und ich mach' mir vor Angst auch noch beinah ins Hemd.«

Frank Meax ließ ihn lachen und reden. Als er geendet hatte, fragte er: »Bist du fertig, Sean?«

»Junge, mach so etwas nicht noch mal mit mir. Du weißt, daß ich sogar vor Gruselfilmen Schiß habe.«

»Was hier vor dir liegt, ist keine Taschenlampe«, sagte Meax leise.

»Komm, Frank, überdehne den Gag nicht. Du hattest deinen Lacher, das sollte reichen.«

»Es ist keine Taschenlampe.«

»Und wieso sieht das verdammte Ding dann genauso wie eine Taschenlampe aus, he?«

»Weil ich das Gerät eben so gebaut habe. Es soll so harmlos und unscheinbar wie möglich aussehen.«

»Du hast recht, etwas Harmloseres und Unscheinbareres als eine Taschenlampe gibt es nicht«, sagte Blocker, der sich von seinem Freund nicht noch einmal verschaukeln lassen wollte. »Damit willst du also stark und mächtig werden.«

»Sehr richtig, Sean.«

»Mit einer Taschenlampe.« Blocker grinste. »Ich will dich ja nicht beleidigen, aber… Junge, wenn du das, was du mir erzählt hast, selbst alles glaubst, dann hast du nicht alle Streusel am Kuchen.«

Es blitzte in Frank Meax' Augen, und dann schlug er unvermittelt zu. Der unerwartete Schlag traf Blockers Kinnwinkel und riß den fetten Riesen von den Beinen.

Er landete auf seiner Kehrseite, massierte sein knallrotes Kinn und stieß verstört hervor: »Mensch, bist du wahnsinnig?«

»Überleg dir von nun an genau, was du sagst, Sean«, knurrte Frank Meax, »sonst vergesse ich, daß wir Freunde sind.«

***

Freunde! Einen Freund schlägt man nicht! dachte Sean Blocker, aber er behielt es für sich. Frank ist verrückt geworden. Großer Gott, ich bin mit einem Irren zusammen. Wie er mich ansieht. Als ob es ihm nichts ausmachen wurde, mich umzubringen.

Blocker quälte sich ächzend auf die Beine. »Schon gut, Frank, schon gut, es ist alles okay. Beruhige dich wieder. Ich möchte keinen Streit mit dir. Du bist heute leicht reizbar. Wir haben alle mal so einen Tag, ist nicht weiter schlimm. Darf ich jetzt gehen?«

»Nein!« sagte Meax knapp.

»Du hast mir deine… Erfindung gezeigt. Was soll ich noch hier?«

»Das Gerät ist noch nicht erprobt.«

»Ich bin sicher, daß es funktioniert. Du verfügst über ein großes technisches Einfühlungsvermögen.«

Meax kniff die Augen zusammen. »Du bleibst. Ich brauche einen Zeugen.«

»Na schön, wenn dir so viel daran liegt, dann bleibe ich eben«, sagte Blocker.

Meax nahm die »Taschenlampe« in die Hand. »Das ist eine Art Lasergerät«, erklärte er dem Freund. »Als Oszillator benutze ich einen Rubin, der sich überall beschaffen läßt. Es ist an diesem Gerät absolut nichts Außergewöhnliches, aber das wird sich, so hoffe ich, in Kürze ändern.«

Frank Meax öffnete das Gehäuse des Lasergeräts und entnahm ihm den roten Rubin, das Herzstück der Waffe.

Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er den Stein hoch, damit ihn Sean Blocker gut sehen konnte. »Sieh ihn dir an, Sean. Sieh ihn dir genau an. Malvandemus erwähnt in seinen Schriften solche hochentwickelten Geräte. Stell dir das mal vor. Damals gab es keinen Strom, kein Radio, kein Fernsehen, keine Elektronik, aber Malvandemus wußte, daß es eines Tages Lasergeräte geben würde, und er wußte auch, wie man so ein Gerät zu einer Waffe der Hölle machen kann. Ist das nicht phänomenal? Dieser rote Stein, mit dessen Hilfe man eine hohe Energiekonzentration erzielen kann, braucht nur die Kraft der Hölle in sich aufzunehmen. Was glaubst du wohl, was ein solcher Lichtstrahl bewirkt? Malvandemus sagt, daß ein Knopfdruck genügt, um die Hölle freizusetzen. Glaubst du immer noch, daß ich verrückt bin? Denkst du immer noch, ich scherze, wenn ich behaupte, daß diese Waffe mich stark und mächtig machen wird?«

Blocker schüttelte langsam den Kopf. »Nein, Frank, das glaube ich jetzt nicht mehr, aber die Sache macht mir Angst.«

»Es wird dir nichts passieren.«

Blocker wischte sich dicke Schweißperlen von der Stirn.

»Ich habe vor, Asmodis zu beschwören«, sagte Frank Meax. »Es steht genau in dem Buch, wie es zu geschehen hat. Der Höllenfürst wird sein satanisches Feuer in diesen Rubin pflanzen, und dann werde ich in deiner Anwesenheit den Höllenlaser erproben.«

Sean Blockers Atem ging schneller, an seiner Schläfe zuckte eine angeschwollene Ader. »Warum tust du das, Frank?« fragte er zaghaft. »Du hast doch alles, es geht dir gut, du hast keine Sorgen…«

»Ich möchte mehr. Ich möchte Macht, will unbesiegbar sein. Der Himmel würde einem Menschen so etwas niemals bieten, die Hölle hingegen ist dazu bereit.«

»Befürchtest du nicht, daß du dich dabei übernimmst?«

»Ich weiß, was ich tue«, sagte Frank Meax und begann mit den

Vorbereitungen für die Beschwörung.

Er machte Platz für ein großes Kuhfell, das er auf dem Boden ausbreitete. Nach Malvandemus' Angaben stellte er schwarze Räucherstäbchen auf und zeichnete mit schwarzer Kreide magische Symbole an die weißen Wände.

Nachdenklich blickte er sich um, um zu kontrollieren, ob er nichts vergessen hatte. Sean Blocker beobachtete das Tun des Freundes mit wachsendem Unbehagen.

»Gleich«, sagte Frank Meax und grinste aufgeregt. »Gleich können wir mit der Evokation beginnen. Es fehlen nur noch einige Pentakel.«

»Pentakel?«

»Sie dienen dem Schutz des Beschwörenden – alte Schriftzeichen, geometrische Figuren.«

Meax brachte diese Pentakel rings um das Kuhfell an. Er zündete anschließend die Räucherstäbchen an, nahm den Rubin in seine Hand und forderte Sean Blocker auf, sich neben ihn auf das Fell zu stellen.

Er legte den Rubin, den der Fürst der Finsternis mit höllischer Kraft versehen sollte, auf eine von Malvandemus genau beschriebene Position, schloß die Augen und konzentrierte sich.

Er brauchte das Buch des Propheten nicht. Die Worte der Beschwörung in lateinischer Sprache hatten sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingeprägt.

Doch sie kamen noch nicht über seine Lippen. Erst sollte der Rauch den Raum bis in den letzten Winkel ausfüllen.

Meax wartete. Mit geschlossenen Augen stand er da, der Welt scheinbar entrückt, den Geist auf die Hölle ausgerichtet. Er atmete langsam und regelmäßig, während sein ängstlicher Freund sich in Schweiß aufzulösen schien.

Oben im Haus schlug die Pendeluhr zwölfmal.

Es war Mittag, und Malvandemus sagte, daß dies der günstigste Moment für die Beschwörung war.

Als Frank Meax laut und vernehmlich zu sprechen begann, überliefen seinen Freund eiskalte Schauer. Blocker wußte, daß sich Meax schon früher mit Teufelsbeschwörungen befaßt hatte.

Er war nie dabei gewesen, hörte nur von seinem Freund, daß es nie geklappt hatte. Aber damals war Frank noch nicht im Besitz dieses schwarzen Buches gewesen. Damals hatte ihm nicht jenes Wissen zur Verfügung gestanden, dessen er sich heute bedienen konnte.

Heute würde es klappen, das befürchtete Blocker, und er wußte nicht, wie er mit seiner bohrenden Angst fertigwerden sollte.

Die Beschwörung trat in die Endphase. Frank Meax pumpte seine Lungen mit dem süßlichen Rauch voll und rief: »Asmodis, höre mich! Erscheine, ich beschwöre dich!«

Dann schwieg er, und es war so still im Keller, daß man eine Nadel

zu Boden fallen gehört hätte. Selbst die Gibbons gaben Ruhe.

Sean Blocker hörte das heftige Schlagen seines Herzens. Sein unsteter Blick wanderte durch den Keller.

Würde der Teufel kommen?

Die unheimliche Atmosphäre verdichtete sich. Der Rauch kratzte in Blockers Hals, aber er wagte nicht, sich zu räuspern.

»Asmodis, höre mich!« rief Frank Meax noch einmal. »Erscheine, ich beschwöre dich!«

Wenn er doch nur den Mund halten würde! dachte Blocker zitternd, und plötzlich fühlte er etwas Unbeschreibliches.

Ein unsichtbares Höllentor schien sich aufgetan zu haben, und eine schreckliche Bedrohung erfüllte den Keller. Die Gibbons schrien, kreischten und gebärdeten sich wie verrückt. Sie sausten im Käfig hin und her, hatten panische Angst, zitterten und wollten sich verstecken, doch diese Möglichkeit war ihnen im Käfig nicht geboten.

Sie packten mit ihren kleinen Händen die Gitterstäbe und rüttelten so wild daran, als wollten sie ausbrechen. Todesangst glitzerte in ihren großen Augen.

Sean Blocker hatte Verständnis für ihre Furcht, denn er fühlte genauso. Würde der Schutz der Pentakel reichen? Asmodis war stark.

Konnten ihn ein paar lächerliche Schriftzeichen und geometrische Figuren wirklich abhalten?

Langsam öffnete Frank Meax die Augen. Er sah seinen Freund an und strahlte.

»Fühlst du es?« fragte er überwältigt.

Leider ja, dachte Blocker, dem der Schweiß in Strömen über das Gesicht rann.

»Die Evokation, die Herbeirufung des Teufels, ist vollbracht«, sagte Meax. »Du brauchst keine Angst zu haben, Sean. Es wird uns nichts geschehen.«

Ein Sog entstand im Laboratorium. Der Rauch sämtlicher Stäbchen schwebte auf einen einzigen Punkt zu.

»Dort«, flüsterte Meax beeindruckt. »Dort muß er sein. Er zeigt sich uns noch nicht, aber er ist da. Ich spüre seine ungeheure Prä- senz.«

»Ich auch«, stöhnte Blocker.

Die dünnen Rauchfäden zeichneten eine Kontur nach.

»Asmodis«, sagte Meax ergeben, und im selben Moment wurde eine grauenerregende Gestalt sichtbar.

***

Blocker hielt den Atem an.

Mit verklärtem Blick musterte Meax die unheimliche Erscheinung, die langsam näherkam. Sie hatte einen transparenten Körper, der von violett schillernden Adern durchzogen war, doch hin und wieder

vermeinte Frank Meax ein spiegelndes Ungeheuer zu sehen.

Er wußte, daß der Satan in vielerlei Gestalten erscheinen konnte, und er nahm an, daß dies eine davon war.

»Asmodis«, sagte er und senkte den Kopf, »ich bin dein gehorsamer Diener.«

»Ich bin nicht Asmodis«, erwiderte der Schreckliche mit einer Stimme, die weder die einer Frau noch die eines Mannes war.

Meax' Kopf ruckte hoch. »Nicht?«

»Ich bin Atax, die Seele des Teufels!«

»Ich habe Asmodis beschworen…«

»Das weiß ich, deshalb bin ich hier. Der Höllenfürst hat mich zu dir gesandt.«

»Bist du denn stark genug, um…«

»Hältst du die Seele des Teufels für schwach?« brauste Atax auf.

Meax schüttelte heftig den Kopf. »Keineswegs! Es ist nur… in Malvandemus' Buch steht …«

»Asmodis oder Atax – da ist für dich kein Unterschied!« fiel der Geschlechtslose dem Mann ins Wort. »Was willst du? Weshalb hast du mich herzitiert?«

Während Frank Meax erklärte, welche Hilfe er von der Hölle erwartete, glaubte Sean Blocker, die Aufregung nicht mehr lange durchstehen zu können.

Eine schmerzhafte Beklemmung drückte seinen Brustkorb zusammen; er schwankte leicht und befürchtete, ohnmächtig zu werden.

Wenn er umfiel und neben dem Kuhfell lag, was würde dann mit ihm passieren? Würde Atax ihn töten, wenn die Pentakel ihn nicht mehr schützten?

Die Seele des Teufels, der Herrscher der Spiegelwelt, nickte zustimmend.

Meax' Herz machte einen Freudensprung. »Ich darf mit deiner Unterstützung rechnen?«

»Der Höllenlaser ist mir eine willkommene Waffe.«

»Dann belebe den Rubin mit schwarzer Kraft«, bat Frank Meax, und Atax erfüllte ihm diesen Wunsch.

Die Seele des Teufels starrte auf den kleinen roten Stein, der im selben Moment hell aufglühte. Winzige Flammen schlugen sternförmig aus dem Mineral und zogen sich einen Sekundenbruchteil später in dieses zurück.

Nun war der Rubin erfüllt mit höllischer Kraft. Meax brauchte ihn nur noch in sein Gerät einzusetzen, dann stand ihm eine schreckliche, Verderben bringende Waffe zur Verfügung.

Er wollte sich überschwenglich bedanken, doch Atax verschwand so schnell, wie er gekommen war. Er wollte keinen Dank. Meax brauchte die Waffe nur zu verwenden, das war der Seele des Teufels Dank

genug.
Und genau das hatte Frank Meax vor.

***

Sobald Atax den Keller verlassen hatte, brach Meax in ein hysterisches Gelächter aus. »Hast du das gesehen?« schrie er, und seine Stimme überschlug sich. Er packte seinen dicken Freund und schüttelte ihn. »Hast du das gesehen, Sean? Es hat geklappt! Verdammt und zugenäht, meine Berechnungen stimmten, und mein Wissen reichte aus, um einen Vertreter des Bösen endlich zu beschwören. Er mußte kommen. Ich habe ihn gezwungen, zu mir zu kommen. Von nun an bin ich unbesiegbar. Atax hat mir dazu verholfen.«
Er bückte sich und hob den Rubin auf.
Kalt wie Eis war der Stein, aber in seinem Inneren brannte jetzt ein gefährliches Höllenfeuer.
Meax verließ das Fell.
Blocker traute dem Frieden noch nicht. Die Pentakel hatten ihn zum Glück vor Schaden bewahrt, aber er hatte immer noch Angst.
»Es ist vorbei«, sagte Frank Meax. »Komm her. Wovor fürchtest du dich noch?«
Vielleicht vor dir, dachte Blocker und nagte nervös an seiner Unterlippe.
»Atax ist nicht mehr hier, das siehst du doch«, sagte Meax. »Nun hab dich doch nicht so, Sean.«
Du hast gesagt, du bist sein Diener, dachte Blocker, während er sich zögernd in Bewegung setzte. Kann ein Diener des Bösen noch mein Freund sein? Du bist jetzt im Besitz einer tödlichen Höllenwaffe, und nur ich weiß davon. Ist es kein Risiko für dich, einen Mitwisser zu haben?
Frank Meax baute den Rubin in das Gerät ein und klappte das Gehäuse zu.
Seine Miene nahm einen harten, grausamen Ausdruck an. Blocker verließ das Kuhfell, und Meax wandte sich ihm zu.
»So«, sagte Meax schnarrend. »Und nun wollen wir den Höllenlaser mal testen.«
Er hob die Waffe und richtete sie auf den Freund, der vor Entsetzen erstarrte.

***

»Frank, ich… Um Himmels willen!«
Meax lachte meckernd. »Du bist tatsächlich der feigste Hund, den ich kenne.«
»Frank, ich flehe dich an…«
»Hast du Angst, Sean?«

»Natürlich, kannst du das nicht verstehen? Wir… wir sind doch Freunde! Oder … sind wir das nicht mehr, Frank?«

»Klar sind wir das, und wir bleiben es auch«, sagte Meax und drückte auf den Knopf.

Sean Blocker glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen. Ein Eissplitter fuhr ihm ins Herz.

»Fraaank!« brüllte er.

Doch nichts passierte, denn Meax hatte die Höllenwaffe geringfügig nach links geschwenkt, so daß der Laserstrahl an seinem Freund vorbeistach.

Das gebündelte Höllenlicht, diese hohe Energiekonzentration, malte einen kleinen, hellen Punkt auf die Stirn eines der beiden Gibbons. Der kleine Affe erstarrte, und dann passierte etwas Entsetzliches mit ihm.

Der Schädel verkohlte in Sekundenschnelle, und dieser Vorgang setzte sich auf dem Körper des Tieres fort. Die Muskeln des Affen zuckten konvulsivisch.

Als Blocker erkannte, daß Meax ihn mit der Höllenwaffe verschont hatte, fuhr er herum und starrte auf den schwarzen Affen im Käfig.

Das verkohlte Tier hätte jetzt tot umfallen müssen, aber dazu kam es nicht.

Fassungslos verfolgte Sean Blocker das Geschehen im Käfig. Der verkohlte Gibbon griff den anderen Affen an! Er war zu einem kleinen, ungemein kräftigen Ungeheuer geworden, und Blocker entdeckte auf dem schwarzen Schädel kleine, stumpfe Teufelshörner.

Das schwarze Scheusal stürzte sich knurrend auf sein Opfer.

Der Gibbon wollte kreischend Reißaus nehmen, aber die Gitterstäbe hinderten ihn daran. Mit ausgebreiteten Armen sprang der Teufelsgibbon hoch, packte den anderen Affen, riß ihn von den Gitterstäben, an denen er schreiend hing, und zerfleischte ihn.

Meax' Lachen riß Blocker herum. »Beeindruckt, Sean?«

»Verdammt, du hast mit dem Höllenlaser ein Ungeheuer geschaffen!« keuchte Blocker.

»Ich wette, das könnte ich auch mit dir machen.«

Der Satansgibbon sprang gegen die Käfigstäbe, packte sie mit seinen kleinen verkohlten Händen und bog sie auseinander.

Blocker schrie: »Der Affe bricht aus, Frank!«

»Laß ihn doch.«

Was dem Gibbon noch vor wenigen Minuten unmöglich gewesen war, schaffte er nun mit einer geradezu spielerischen Leichtigkeit.

Die Metallstäbe krümmten sich unter den Händen des kleinen Ungeheuers, und schon war die Öffnung groß genug für den Affen.

Er sprang aus dem Käfig, fletschte die Zähne, und seine rot geränderten Augen glühten weiß.

Sean Blocker wich einige Schritte zurück, als er erkannte, daß der Teufelsgibbon nun ihn angreifen wollte. Er stieß gegen einen Glasschrank, während der verkohlte Affe über den Arbeitstisch herankam.

»Frank, er hat es auf mich abgesehen!« keuchte Blocker.

»Du bist doch gegen ihn ein Riese, Sean.«

»Aber in ihm steckt die Hölle! Du mußt etwas unternehmen! Er darf mich nicht angreifen, Frank! Hilf mir!«

Der Satansgibbon duckte sich zum Sprung. Blocker hob abwehrend die zitternden Hände; sein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen.

»Frank!« schrie er.

Der schwarze Gibbon stieß sich ab. Blocker ließ sich brüllend fallen und wälzte sich zur Seite, doch das wäre nicht nötig gewesen, denn Frank Meax setzte noch einmal den Laser ein.

Der Strahl traf das kleine Ungeheuer mitten in der Bewegung, stach in den verkohlten Körper und verbrannte ihn vollends. Bestialisch stinkender Rauch qualmte auf, und den schwarzen Gibbon gab es nicht mehr.

Meax ließ seine Waffe sinken. Er begann leise zu kichern, wurde lauter und brach schließlich in schallendes Gelächter aus.

»Ach, Sean, jetzt solltest du dich sehen. Die helle Panik lodert in deinen Augen, dabei warst du keine Sekunde in Gefahr. Ich hatte das kleine Monster doch unter Kontrolle.«

Blocker rappelte sich verstört hoch. »Unfaßbar«, sagte er. »Das alles ist so… unfaßbar, Frank.«

»Du wirst darüber Stillschweigen bewahren.«

»Klar, Frank, klar. Wieso existiert das kleine Monster nicht mehr?«

»Es kommt auf die Dosis an. Der erste Strahlentreffer verwandelt jedes Lebewesen in eine reißende Bestie, doch schon der zweite Treffer ist tödlich, wie du gesehen hast.«

»Es war eine eindrucksvolle Demonstration, nicht wahr?« sagte Frank Meax.

»Ja, das war es«, krächzte Sean Blocker. »Der Schock steckt mir noch tief in den Knochen. Zuerst dieser Teufel… Dann das Ungeheuer … Du solltest diese schreckliche Waffe nicht behalten, Frank.«

Meax' Züge wurden hart. »Ich habe das Gerät gebaut, um es zu verwenden!«

»Gegen wen willst du dieses furchtbare Ding denn einsetzen?«

»Ich habe mir in meinem Leben viele Menschen zum Feind gemacht Sie bekämpfen mich, wo sie können, doch damit ist es nun ein für allemal Schluß. Sie kriegen tausendfach wieder, was sie mir angetan haben.«

»Frank, das darfst du nicht tun. Das ist grausam!«

Meax lachte verächtlich. »Wer kann mir jetzt noch sagen, was ich tun

darf und was nicht, Sean? Diese Waffe macht mich zum Herrscher über Leben und Tod. Ein Knopfdruck genügt. Ich bin mächtig, Sean, und ich gedenke, meinen Triumph restlos auszukosten!«

***

Den Blick, den mir Anne Meax schenkte, kannte ich. Er verriet mir, daß ich nicht nur willkommen war, sondern auch so gut wie alles bei ihr erreichen konnte, wenn ich nur wollte.

Nun, ich wollte nicht, aber ich ließ sie das nicht spüren. Vielleicht dachte sie jetzt, ich wäre schwer von Begriff, aber das störte mich nicht.

»Mrs. Meax?« fragte ich freundlich.

»Ja, das bin ich seit zwei Jahren. Mit immer weniger Freude, wenn ich ehrlich sein darf.« Das war der Wink mit dem Zaunpfahl, doch ich ging auch nicht darauf ein.

»Mein Name ist Ballard, Tony Ballard. Ich bin Privatdetektiv…«

»Interessant. Ach, kommen Sie doch herein, Mr. Ballard.«

»Vielen Dank. Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Tut mir leid, aber mit Frank kann ich Ihnen nicht dienen. Er hat heute morgen das Haus verlassen, ohne mir zu sagen, wohin er geht.« Sie führte mich in den teuer eingerichteten Living-room, räkelte sich, um mir ihre körperlichen Vorzüge präsentieren zu können, und sagte schmollend: »Ich bin gewissermaßen eine grüne Witwe, verstehen Sie? Häufig allein und einsam, so schrecklich einsam. Manchmal weiß ich wirklich nicht, wie ich die Zeit totschlagen soll. Heute ist wieder so ein Tag. Ein Glück, daß Sie gekommen sind. Das bringt ein bißchen Abwechslung in mein tristes Leben.«

Sie war darauf aus, mich zu umgarnen.

Fast tat es mir leid, daß sie sich vergeblich bemühte.

»Frank ist nicht in seinem Büro, da habe ich bereits angerufen«, sagte Anne Meax.

»Sie scheinen keine allzu glückliche Ehe zu führen.«

»Genau genommen besteht die Ehe nur noch auf dem Papier. Mein Mann vernachlässigt mich sehr. Ich könnte mich wegen seelischer Grausamkeit scheiden lassen.«

»Warum tun Sie es nicht?«

»Würden Sie mir dazu raten?« fragte sie mich mit gesenkter Stimme.

Da ich auf diese Frage nicht antwortete, lächelte sie schelmisch und bot mir Platz an.

»Ich hatte noch nie mit einem Privatdetektiv zu tun«, sagte Anne Meax. »Sind Sie tatsächlich einer?«

»Möchten Sie meinen Ausweis sehen?«

»Nein, nein, ich glaube Ihnen. Sie sehen aus wie ein Mann, der immer die Wahrheit sagt.«

»Sie haben recht. Es fällt mir in der Tat sehr schwer, zu lügen.«

»Sie möchten wohl in Ihrem nächsten Leben ein Engel werden. Zigarette?« Sie hielt mir eine kunstvoll verzierte Schatulle entgegen.

»Danke, ich bin Nichtraucher.«

»Das auch noch. Haben Sie überhaupt kein Laster? Wieso leben Sie in keinem Kloster?«

Ich schmunzelte. »Ich fürchte, das würde meiner Freundin nicht gefallen.«

Mir fiel auf, daß sie sehr schnell begriff. Jetzt wußte sie, weshalb sie bei mir nicht ankam.

»Wie heißt Ihre kleine Freundin, Mr. Ballard?«

»Vicky Bonney.«

»Ich bin sicher, sie ist sehr hübsch.«

»Ja, das ist sie«, sagte ich und nickte.

»Kennen Sie sie schon lange?«

»Sehr lange.«

»Und Sie sind immer noch in sie verliebt?«

»Warum nicht?«

»Dann muß sie ein außergewöhnliches Mädchen sein.«

Ich lächelte. »Eigentlich wollte *ich* Ihnen ein paar Fragen stellen, Mrs. Meax.«

»Ach, seien Sie nett und nennen Sie mich Anne. Wenn Sie Mrs. Meax zu mir sagen, komme ich mir um zehn Jahre älter vor. Und ich werde Sie Tony nennen, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich nehme an, daß Sie einen sehr aufregenden Beruf haben.«

»Es ist zu verkraften.«

»Sie haben mit vielen Menschen zu tun, kommen herum in der Welt, während ich die meiste Zeit in diesem Haus verbringe und darauf warte, daß jemand wie Sie kommt und mich ein wenig aufheitert.«

Ich kaufte ihr die einsame Ehefrau nicht ab. So wie sie aussah, brauchte sie nur einmal die Straße hinunterzugehen, und schon war sie nicht mehr allein. Und ich glaubte auch, daß sie das hin und wieder machte.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?« fragte Anne Meax.

Mein Blick folgte ihrem ausgestreckten Arm. Die Bar war gut bestückt. »Zu einem kleinen Pernod würde ich nicht nein sagen«, erwiderte ich.

»Dann will ich mal sehen, ob ich einen für Sie auftreiben kann.«

»Die vierte Flasche von rechts.«

»Sie haben gute Augen, Tony.«

Mit dem Drink in der Hand kam ich dann zur Sache. »Ihr Mann soll sehr tüchtig sein, Anne.«

»Wenn Sie darauf anspielen, daß die pharmazeutische Firma so gut läuft, muß ich gegen Ihre Behauptung Einspruch erheben, Tony. Er

hatte damals, als er sich einkaufte, ein gutes Händchen. Seither braucht er keinen Finger mehr zu rühren. Die Firma wächst und gedeiht, ohne daß mein Mann auch nur das geringste dazu beiträgt. Er hat zwar sein eigenes Büro, aber da läßt er sich nur höchst selten blicken. Seine beiden Geschäftspartner nehmen ihm das natürlich krumm, doch das stört ihn nicht. Frank hat eine ziemlich dicke Haut.«

»Wie heißen seine Partner?« wollte ich wissen.

»Mel Chase und Randall Haid. Haben die beiden Sie engagiert?«

»Warum sollten sie?«

»Keine Ahnung.«

»Ihr Mann kommt also nicht besonders gut mit Chase und Haid aus.«

»Das ist ein offenes Geheimnis. Mel und Randall boten Frank schon zweimal an, ihn auszukaufen, aber davon will er natürlich nichts wissen. Das Unternehmen sichert ihm ein sorgenfreies Leben.«

»Ihnen natürlich auch.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich noch lange bei ihm sein werde. Sobald sich etwas Gleichwertiges anbietet, springe ich ab.«

»Sie sind erstaunlich offen.«

»Ich sage häufig, was ich denke.« Sie senkte den Blick. »Komisch. Bei Frank lasse ich mir immer irgendwelche unwahre Geschichten einfallen.«

»Aus welchem Grund?«

»Ich weiß es nicht genau. Vielleicht habe ich Angst vor Frank.«

»Hat er Sie schon mal geschlagen?«

»Nein.«

»Warum fürchten Sie sich dann vor ihm?«

»Ich kann es nicht erklären. Dieser Mann ist mir manchmal irgendwie… unheimlich.«

»Ich sagte vorhin, daß Ihr Mann angeblich sehr tüchtig ist, Anne. Ich meinte damit sein Erfindertalent.«

Sie sah mich überrascht an. »So? Hat er denn etwas erfunden? Davon weiß ich nichts. Es würde ihm nie im Leben einfallen, mit mir über diese Dinge zu reden.« Sie nippte an ihrem Wermut. »Aber ja, er könnte etwas erfunden haben. In letzter Zeit war er mit ganz besonderem Eifer bei der Sache. Er schloß sich in sein Laboratorium ein und wollte von niemandem gestört werden. Die Mahlzeiten nahm er mit in den Keller, und wenn ich ihn fragte, woran er so eifrig arbeite, sagte er, er würde es mir zeigen, wenn es fertig wäre.«

»Aber er hat Ihnen noch nichts gezeigt?«

»Hat er im Ernst eine Erfindung gemacht, Tony? Wieso wissen Sie davon? Warum interessieren Sie sich dafür?«

»Ist das Laboratorium abgeschlossen?« fragte ich ausweichend.

»Ich weiß es nicht. Wir können ja mal nachsehen, wenn Sie wollen.«

Ich wollte.

Anne Meax forderte mich auf, ihr zu folgen. Sie führte mich in den unteren Bereich des Hauses. Die Kellertür war unversperrt. Wir betraten das Laboratorium, und ich bemerkte sofort die schwarzen Zeichen an den Wänden, die bei Evokationen Verwendung finden.

In diesem Raum war ein Dämon herbeigerufen worden!

Anne wandte sich einem Metallkäfig zu, und mir fiel auf, daß sie überrascht war.

»Irgend etwas nicht in Ordnung, Anne?«

»Die Gibbons sind verschwunden«, stellte die Frau fest.

»Nach den auseinandergebogenen Gitterstäben zu schließen, sind sie ausgebrochen.«

»Die kleinen Dinger hatten doch nicht so viel Kraft, das zu tun, Tony.«

»Dann hat ihnen vielleicht Ihr Mann geholfen.«

»Warum hätte Frank das tun sollen?«

Wir suchten die Gibbons im Laboratorium, doch die kleinen Affen waren nicht zu finden.

»Sie waren so niedlich«, sagte Anne Meax traurig.

»Brauchte Ihr Mann sie für seine Versuche?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wer fütterte die Gibbons?«

»Frank. Dies hier ist sein Reich; ich bin hier nicht gern gesehen.«

Ich hatte natürlich sofort den Wandsafe entdeckt und fragte: »Kennen Sie die Kombination?«

Anne überraschte mich nicht mit ihrem Kopfschütteln. Den Safe konnte mit Sicherheit nur Frank Meax öffnen. Oder ein Ganove, der darauf spezialisiert war.

Reste von Räucherstäbchen verstärkten meinen Verdacht, daß sich Frank Meax einen Vertreter der schwarzen Macht ins Haus geholt hatte. Ich stellte Anne ein paar Fragen, die darauf abzielten.

»Frank hält sehr viel von okkulten Dingen. Ich glaube, er war schon mal bei Geisterbeschwörungen dabei«, sagte sie. »Und er hat auch schon selbst versucht, mit den finsteren Mächten Kontakt aufzunehmen. Ob es ihm gelungen ist, weiß ich nicht. Ich will es auch nicht wissen. Allein der Gedanke, er könnte es geschafft haben, macht mir angst. Haben Sie alles gesehen, Tony? Können wir wieder nach oben gehen? Ich fühle mich hier unten äußerst unbehaglich.«

Wir kehrten in den Living-room zurück, und nachdem ich in der Wohnlandschaft Platz genommen hatte, sagte Anne Meax: »Ich weiß immer noch nicht, aus welchem Grund Sie eigentlich hier sind, Tony.«

»Sean Blocker, der Freund Ihres Mannes, sagte im Vollrausch Dinge, die auf Umwegen einem meiner Freunde zu Ohren kamen und diesen beunruhigten. Er bat mich, der Sache auf den Grund zu gehen.«

Der Freund, den ich meinte, war der reiche Industrielle Tucker

Peckinpah.

»Was für *Dinge* sagte Sean?« fragte Anne Meax.

»Im großen und ganzen redete er wirres Zeug, und immer wieder sprach er von Todesängsten, die er ausgestanden hätte. An und für sich sollte man nicht allzuviel auf das geben, was ein Mann sagt, der so schwer betrunken ist, daß er sich schon fast im Delirium befindet, aber da war die Rede von einer schrecklichen Erfindung, von einer teuflischen Waffe, die Frank Meax stark und mächtig machen würde, und das sollte man nicht einfach mit einem Schulterzucken abtun.«

»Mein Mann? Stark und mächtig?« fragte Anne ungläubig. »Mit einer teuflischen Waffe, die er erfand?«

»So sieht es aus.«

Die Frau sah mich mit unruhigen Augen an. »Glauben Sie, daß ich in Gefahr bin, Tony?«

»Es kann nicht schaden, wenn Sie vorsichtig sind.«

»Wenn ich Hilfe brauche, darf ich mich dann an Sie wenden?«

»Selbstverständlich«, sagte ich und gab ihr eine meiner Karten.

»Vielleicht hat sich Sean Blocker im Suff Dinge zusammengereimt, die von vorn bis hinten seinem benebelten Geist entsprangen. Sollten Sie jedoch herausfinden, daß Blocker die Wahrheit sagte, rufen Sie mich umgehend an, okay?«

»Okay, Tony.«

Ich leerte mein Glas.

Als ich mich vorbeugte, um es auf den Tisch zu stellen, senkte sich ein roter, brennender Schleier vor meine Augen.

»Tony!« hörte ich Anne Meax erschrocken ausrufen. »Um Himmels willen, was haben Sie?«

Ich schloß die Augen, und als ich sie wieder öffnete, sah ich wieder klar.

»Ich glaubte, Sie würden nach vorn kippen«, bemerkte Anne besorgt.

Doch nicht nur sie war besorgt, ich selbst war es noch mehr, denn ich fühlte mich seit einiger Zeit nicht mehr topfit. Wenn mein Job mich forderte, war ich zwar in der Lage, mich wie immer einzusetzen, aber in den dazwischenliegenden »Ruhephasen« machte sich hin und wieder etwas bemerkbar, für das ich keine Erklärung hatte.

War ich ausgebrannt, von den vielen Kämpfen ausgelaugt? So fühlte ich mich eigentlich nicht.

Wieder einmal stellte ich mir die unangenehme Frage: Was ist mit mir los? Was geht in mir und mit mir vor?

Ich erhob mich, überspielte die Situation mit einem Lächeln und behauptete, es wäre alles in Ordnung, aber das war es nicht.

Anne Meax begleitete mich zur Tür.

»Nicht vergessen, anzurufen«, sagte ich.

»Darf ich mich auch melden, wenn ich Langeweile habe?« fragte sie

mit einem verführerischen Lächeln. »Ach nein«, sagte sie dann.

»Da gibt es ja ein unüberwindbares Hindernis namens Vicky Bonney.«

»Ich hoffe, Sie bleiben mir trotzdem gewogen.«

»Bestimmt. Schließlich besteht die Möglichkeit, daß Vicky mal andere Interessen zeigt. Zu solchen Überraschungen kann es immer kommen.«

Das hoffte ich nicht, denn ein Leben ohne Vicky Bonney konnte ich mir nicht vorstellen. Ich begab mich zu meinem weißen Peugeot 504 TI und stieg ein.

Als ich losfuhr, dachte ich nicht mehr an Anne Meax oder an Sean Blocker, der im Rausch ein Geheimnis ausgeplaudert hatte, und auch nicht an Frank Meax, der mit Hilfe der schwarzen Macht eine gefährliche Erfindung gemacht haben sollte.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit etwas Erfreulicherem, und zwar mit Marra, der weißen Hexe, die mich vor zwei Stunden zu Hause angerufen hatte.

Sie wollte sich für das, was ich für sie getan hatte, revanchieren, und gleichzeitig Vicky Bonney und Mr. Silver kennenlernen. Wir kamen überein, morgen abend miteinander essen zu gehen, und darauf freute ich mich.

Meine Freude hätte einen gewaltigen Dämpfer bekommen, wenn ich geahnt hätte, was das Schicksal für uns in der Hinterhand hielt…

***

Frank Meax hatte frühmorgens das Haus verlassen, war aber nicht in sein Büro gegangen. Von dieser Art Arbeit hatte er noch nie viel gehalten, und jetzt ging sie ihm noch mehr gegen den Strich.

Meax fuhr eine Zeitlang ziellos durch London, setzte sich dann im Hyde Park auf eine Bank und versuchte mit seinen Gedanken klarzukommen, denn in seinem Kopf herrschte ein wildes Durcheinander.

Es gab so viele Pläne, und Frank Meax fragte sich, in welcher Reihenfolge er sie realisieren sollte.

Der Höllenlaser befand sich in der Innentasche seines Jacketts, und er hatte große Lust, die schreckliche Waffe an einem Menschen auszuprobieren.

Ein Pärchen ging an ihm vorbei, engumschlungen, ahnungslos.

Frank Meax lachte in sich hinein. Wenn die beiden gewußt hätten, daß auf dieser Bank ein Mann saß, dem es jederzeit möglich war, seinen Mitmenschen Angst, Grauen, Horror und Tod zu bringen, hätten sie in heller Panik die Flucht ergriffen.

Meax dachte grimmig an seine beiden Geschäftspartner, die sich mit allen Tricks von ihm trennen wollten.

»Nun, Freunde, wenn das wirklich euer Wunsch ist, kann euch geholfen werden«, murmelte Frank Meax und grinste diabolisch. »Ihr habt völlig recht; die Firma soll nicht mehr dreien gehören, deshalb werdet ihr ausscheiden, und ich brauche euch nicht einmal auszukaufen. Ein simpler Knopfdruck genügt, und das Unternehmen gehört mir allein.«

Er hatte natürlich nicht die Absicht, dann von früh bis spät im Büro zu sitzen und die Geschicke der Firma zu bestimmen. Es gab im Führungsstab einen tüchtigen Mann, dem er die Leitung übertragen würde, sobald Mel Chase und Randall Haid draußen waren.

Sollte er mit dem Mann nicht zufrieden sein, wurde er ihn mit dem Dämonenlaser ablösen. So einfach waren die Probleme auf einmal zu bereinigen.

Auch Anne und ihr Liebhaber sollten die neue Waffe kennenlernen. Es gab in der nächsten Zeit viel zu tun für den Höllenlaser.

Ohne zu wissen, wie spät es war, stieg Meax in seinen Wagen und fuhr nach Hause.

Er stoppte sein Fahrzeug jäh, als er einen weißen Peugeot 504 TI vor seinem Haus stehen sah. Augenblicke später kam ein sportlich wirkender Mann mit dichtem braunem Haar aus dem Gebäude, stieg in den weißen Wagen und fuhr fort.

Frank Meax’ Brauen zogen sich unwillig zusammen. Ein neuer Liebhaber seiner Frau? War Anne jetzt schon so unverfroren, die Kerle daheim zu empfangen?

Meax fuhr vor den Eingang, sprang gereizt aus dem Fahrzeug und stürmte ins Haus. »Wer war der Mann, der eben wegfuhr? Was hatte er hier zu suchen?«

Anne musterte ihn seltsam. »Warum bist du so wütend, Frank? Der Mann wollte zu dir.«

Meax gab ihr eine Ohrfeige, die sie auf einen Sessel warf. »Du verlogenes Luder! Warum sagst du mir nicht die Wahrheit?«

»Es ist die Wahrheit«, erwiderte Anne schluchzend.

»Wie eine läufige Katze kommst du mir vor! Kannst du dich nicht beherrschen? Ich breche diesem Kerl sämtliche Knochen! Sag mir seinen Namen!«

»Er heißt Tony Ballard.«

Frank Meax schlug sich mit der Faust auf die Brust. »In meinem Haus! Verdammt noch mal, du treibst es in meinem Haus mit fremden Männern! Das ist doch wohl der Gipfel der Frechheit!«

»Ballard ist Privatdetektiv.«

Meax stutzte, seine Augen verengten sich. »Er ist was? Privatdetektiv? Was um alles in der Welt will ein Schnüffler von dir?«

»Ich sagte es doch schon, er wollte zu dir!«

Meax wurde unruhig. Vor einigen Tagen hätte er darauf noch nicht

so heftig reagiert, doch seit kurzem hatte er etwas zu verbergen.

»Nannte er einen Grund?« fragte Frank Meax lauernd.

»Ihm kam zu Ohren, daß du eine Erfindung gemacht hast, und er wollte Näheres darüber wissen.«

Jetzt war es Meax, als hätte er ebenfalls eine Ohrfeige bekommen.

»Verdammt, woher weiß er…«

»Hast du eine Waffe erfunden, die dich stark und mächtig macht, Frank?«

»Unsinn, natürlich nicht. Was sollte das denn für eine Waffe sein?«

»Keine Ahnung.«

»Was hast du Ballard erzählt?«

»Nichts«, sagte Anne. »Ich weiß ja nichts.«

»Wie lange war er hier?«

»Vielleicht zehn Minuten.«

»Was wollte der Schnüffler alles wissen? Wart ihr in meinem Laboratorium?«

»Ja.«

»Zum Teufel, du weißt, daß du dort unten nichts zu suchen hast.«

»Er wollte sich da mal umsehen.«

»Du hättest es ihm verwehren sollen.«

»Hätte der Detektiv in diesem Fall nicht falsche Schlüsse ziehen können?« fragte Anne. »Was ist mit den Gibbons passiert?«

»Sie sind tot, alle beide. Fielen einfach um. Aus. Ich habe die Kadaver verbrannt.«

»Es waren junge, gesunde Tiere.«

»Das kannst du doch gar nicht beurteilen. Wann hast du sie schon mal gesehen? Bist du Tierärztin?«

»Nein.«

»Na also.« Frank Meax entdeckte Tony Ballards Karte auf dem Tisch. Er nahm sie an sich, las, was draufstand, und zerfetzte sie anschließend. »Weshalb ließ er die Karte hier? Sollst du ihn anrufen? Hat er dich gebeten, mich zu bespitzeln? Ich mache dich darauf aufmerksam, daß du meine Frau bist. Ich erwarte von dir, daß du zu mir hältst. Dieser gottverdammte Schnüffler wird mir nichts anhängen, und schon gar nicht mit deiner Hilfe, verstanden?«

»Ich verstehe nicht, warum du dich so aufregst, Frank. Wenn deine Weste rein ist…«

»Jawohl, das ist sie. Deshalb ärgert es mich doppelt, daß mir ein Bastard wie Tony Ballard etwas in die Schuhe schieben will. Wenn ich dahinterkomme, daß du dich hinter meinem Rücken gegen mich stellst, kannst du was erleben.«

Anne massierte mit der flachen Hand ihre brennende Wange. »Du hast mich geschlagen, Frank. Du hast zum erstenmal deine Hand gegen mich erhoben.«

»Ich hätte das schon viel früher tun sollen!« sagte Meax ohne Reue. »Denkst du, daß ich mich entschuldige? Darauf kannst du lange warten. Wer hat Ballard den Floh mit der Erfindung ins Ohr gesetzt?«

»Das war dein Freund Sean Blocker.«

»Sean! Ich könnte ihn erschlagen!« brüllte Frank Meax und stürmte aus dem Haus.

***

Auch Vicky Bonney versuchte mehr über Frank Meax' Erfindung herauszubekommen. Während sich Tony Ballard direkt zu Meax begab, wollte sich Vicky im Stammlokal des Erfinders umhören. Jedes, selbst das kleinste Mosaiksteinchen, konnte noch mal von großer Wichtigkeit sein. Vicky Bonney hoffte, sich hier einen gewissen Background zu Frank Meax' Person verschaffen zu können.

Blond, blauäugig und sexy, wie sie war, fiel sie schon beim Eintreten auf. Bewundernde Männerblicke folgten ihr, als sie sich zum Tresen begab.

Sie war solche Blicke gewöhnt, und sie genoß sie. Welche Frau kommt nicht gern beim anderen Geschlecht gut an.

Am Tresen standen drei Hocker zur Auswahl. Vicky hielt sich an der Messinggriffstange fest und schwang sich gekonnt auf die hohe Sitzgelegenheit.

Die Art, wie sie die langen, wohlgeformten Beine übereinanderschlug, brachte das Blut einiger Gentlemen in Wallung. Auch die Augen des Wirts saugten sich an Vickys makellosen Beinen fest.

Der Mann war so beeindruckt, daß er vergaß, zu fragen, was sie haben wollte.

»Einen kleinen Cherry Brandy«, verlangte das attraktive Mädchen.

Durch den schwammigen Körper des Wirts ging ein Kuck. »Einen Cherry Brandy«, wiederholte er verwirrt. »Kommt sofort.«

Als der Mann das Glas vor sie hinstellte, sagte er, daß er sie in seinem Lokal bestimmt noch nie gesehen habe.

»Ich bin zum erstenmal hier«, erwiderte Vicky und nippte am Drink.

»Kamen Sie zufällig vorbei? Oder wohnen Sie neuerdings in der Nähe?« wollte der neugierige Wirt wissen.

»Weder noch. Ich bin in Paddington zu Hause, und ich gedenke nicht, von dort wegzuziehen.«

Der Wirt nickte. »Keine schlechte Wohngegend. Aber hier ist es auch nicht übel. Ich habe viele Stammgäste.«

»Wegen eines dieser Stammgäste bin ich hier«, sagte Vicky Bonney. »Sein Name ist Frank Meax.«

»Der ließ sich in letzter Zeit kaum blicken.«

»Ah… warum denn?«

Der Wirt hob die Schultern. »Das Leben eines Mannes besteht nicht nur aus Freizeit.«

Vicky schob das Glas vor sich hin und her. Sie überlegte sich die nächste Frage. Je vorsichtiger sie den Wirt aushorchte, desto mehr würde er ihr über Frank Meax erzählen.

Doch bevor sie das Wort wieder an den Schwammigen richten konnte, flog die Lokaltür auf, und vier Rocker traten ein. Drei Jungs, ein Mädchen.

Sie waren alle vier gleich gekleidet: schwarze Lederstiefel, schwarze Lederhosen, schwarze Lederjacken. Das schwarze Haar des Mädchens war genauso kurz geschnitten wie das ihrer Freunde.

Im Lokal war es plötzlich sehr still. Die Gäste schienen hier zwar bekannt, aber niemandem willkommen zu sein.

»Die schon wieder«, stöhnte der Wirt. »Als sie das letzte Mal hier waren, brauchte ich hinterher einen neuen Musikautomaten. Sie sind gewalttätig und müssen immer irgend etwas zerstören.«

»Warum haben Sie sich noch nicht an die Polizei gewandt?« fragte Vicky.

»Das wage ich nicht. Denken Sie, ich bin versessen darauf, ›Bongos‹ Zorn auf mich zu ziehen?«

»›Bongo‹?«

»Eigentlich heißt er Gene Sutherland, aber alle nennen ihn ›Bongo‹. Weiß der Teufel, warum. Er ist der Anführer, ein gefährlicher Bursche, unberechenbar. Spielt sich auf, als wäre er der King von London.«

»Wie heißt das Mädchen?«

»Nennt sich ›Vivi‹.«

»Und wie heißt sie wirklich?«

»Priscilla Bancroft.«

»Vivi« fütterte den neuen Musikautomaten mit Münzen. »Damit Stimmung in die traurige Bude kommt«, sagte sie, und dann hämmerte eine Hardrockband los.

Am Tresen wurden sehr schnell vier Plätze frei.

»Nicht gerade besonders herzlich, der Empfang, was meint ihr?«

sagte »Bongo« zu seinen Freunden.

Er hatte Ähnlichkeit mit einem Gorilla, bewegte sich auch so. Seine langen Arme pendelten ständig hin und her, als wären sie in den Gelenken ausgeleiert.

»Man könnte fast meinen, wir wären hier nicht willkommen«, sagte einer der Rocker.

»He, Fettwanst! Ist das wahr? Ist unser Geld nicht genauso gut wie das dieser Spießer?«

»Selbstverständlich ist es das«, beeilte sich der Wirt zu sagen. »Mir ist ein Gast so willkommen wie der andere.«

»Vivi« lachte. »Lügt er nicht großartig?«

Vicky Bonney sah, wie sich dicke Schweißperlen auf der Stirn des Wirts bildeten. Der Mann tat ihr leid; er bangte um die Einrichtung seines Lokals. Vielleicht befürchtete er sogar, von den Rockern verprügelt zu werden.

»Was wollt ihr trinken?« fragte er servil.

»Cola-Rum«, sagte »Bongo«. »Aber geiz nicht mit dem Rum, Fettwanst, sonst machen wir hier Kleinholz.«

»Sie werden zufrieden sein«, versprach der Wirt und stellte vier Gläser auf den Tresen.

Die Rocker schlurften durch das Lokal. »Vivi« steuerte den Hocker neben Vicky Bonney an, doch »Bongo« packte sie und verfrachtete sie nach links neben sich.

Dann grinste er Vicky unverschämt an und sagte: »He, was sehen meine entzündeten Augen?«

»Fang dir jetzt bloß nichts mit dieser blonden Ziege an!« zischte

»Vivi« eifersüchtig.

»Halt's Maul, ›Vivi‹!« knurrte der Rockerboß, während er Vicky Bonney mit seinen Augen entkleidete. Er wandte sich an seine Freundin: »Sag mal, willst du nicht ein bißchen frische Luft schnappen? Dein Typ ist im Moment nicht gefragt.«

»Ich bleibe!«

»Okay, aber dann spiel keinen weiblichen Othello, klar?«

»Bongo« setzte sich neben Vicky auf den Hocker. »Ich bin ›Bongo‹,« sagte er.

»Das weiß ich bereits«, erwiderte das blonde Mädchen.

»Du hast dich nach meinem Namen erkundigt?« fragte der Rockerboß grinsend. Seine Lippen entblößten unregelmäßige, kräftige Zähne. »Ist ungemein schmeichelhaft für mich. Du gefällst mir, Baby. Bist ein echtes Klasseweib. ›Vivi‹ ist zwar auch nicht übel, aber dir kann sie nicht das Wasser reichen. Was möchtest du trinken?«

»Nichts.«

»Nun komm schon, zier dich nicht, ich möchte dich einladen.«

»Danke, nein«, sagte Vicky Bonney bestimmt.

»Bongo« kniff die Augen zusammen. »Ich mag es nicht, wenn man mir einen Korb gibt, Süße. Stört dich ›Vivi‹? Soll sie Spazierengehen? Okay, kannst du haben. – ›Vivi‹!« sagte der Rockerboß, ohne den Kopf zur Seite zu drehen. »Mach 'ne Fliege!«

»Ich trinke meine Cola…«

»Verdammt, hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?« brüllte

»Bongo«. Jetzt wandte er sich »Vivi« zu. Er griff nach ihrem Glas und schüttete ihr den Inhalt blitzschnell ins Gesicht.

»Vivi« schrie auf und sprang wutentbrannt vom Hocker.

»Verschwinde!« grollte »Bongo«. »Ich will dich heute nicht mehr sehen, also komm mir in den nächsten vierundzwanzig Stunden nicht

unter die Augen.«

»Vivi« wischte sich die klebrige Flüssigkeit ab, schüttelte immer wieder die Hände und starrte ihren untreuen Freund haßerfüllt an.

»Du siehst mich überhaupt nicht mehr! Nie mehr!« schrie sie.

»Um so besser«, sagte Gene »Bongo« Sutherland gelassen. »Hau endlich ab, ich habe zu tun.«

Zornig stampfte »Vivi« davon. Der Rockerboß lachte, und seine Freunde lachten mit ihm. Sie waren sich einig: So muß man ein Mädchen behandeln – wie einen Menschen zweiter Güte, denn das waren sie in ihren Augen.

»Bongo« wandte sich wieder Vicky Bonney zu. »Die lästige Laus sind wir los.«

»Sie haben sie nicht gerade sehr fein behandelt.«

»Eine andere Sprache versteht ›Vivi‹ nicht. Sie ist nicht gerade das, was man ein kluges Mädchen nennt.«

Vicky Bonney hätte gern das Lokal verlassen. Sie wäre lieber zu einem späteren Zeitpunkt wiedergekommen, aber es war zu befürchten, daß »Bongo« sie nicht gehen ließ.

»Wir wollen kein weiteres Wort mehr über ›Vivi‹ verlieren, okay?«

sagte der Rockerboß. »Erzähl mir einen Schwank aus deinem Leben, Baby. Weißt du, daß du scharf bist wie eine Packung schwedischer Rasierklingen?«

»Befürchten Sie nicht, daß Sie sich daran verletzen könnten?«

»Vielleicht blute ich gern.«

»Masochist?«

»Bei dir schon, Süße«, sagte »Bongo« und beugte sich zu Vicky herüber.

Als er seinen Arm um sie legte und sie an sich ziehen wollte, sagte sie erstaunlich ruhig und bestimmt: »Pfoten weg!«

»Kleine, spiel nicht das Blümchen Rühr-mich-nicht-an.«

»Lassen Sie mich los!«

»Was ›Bongo‹ haben möchte, kriegt er auch!« knurrte der Rockerboß. »Bist du nicht willig, gebrauch' ich Gewalt!«

Er riß Vicky an sich, sie glitt vom Hocker, drehte sich aus seiner Umklammerung und schlug mit der Handkante zu. Gene »Bongo«

Sutherland schrie wütend auf, sprang vom Hocker und schlug ungeniert mit der Faust nach Vicky Bonneys hübschem Gesicht.

Mit »Vivi« konnte er so umspringen, aber nicht mit Vicky, die gelernt hatte, wie man sich verteidigt, und die ständig im Training stand.

Sie duckte sich, die Faust des Rockers wischte knapp über sie hinweg. Der Treffer hätte sie niedergeworfen. Höchstwahrscheinlich hätte er ihr die Besinnung geraubt. Schnelligkeit und ein sicheres Auge bewahrten sie davor, und nun belehrte sie den Rockerboß, daß er nicht in allen Mädchen dumme Gänse sehen durfte.

Ihr Karatetritt traf ihn schmerzhaft, dann wirbelte sie um die eigene Achse, setzte mit der Handkante nach und fällte den wesentlich kräftigeren Burschen, der den großen Fehler begangen hatte, sie zu unterschätzen.

Als »Bongo« auf den Boden knallte und benommen den Kopf schüttelte, rutschten seine Freunde vom Hocker. Ehe sie gegen Vicky etwas unternehmen konnten, verließ sie das Lokal. Den Cherry Brandy würde sie ein andermal bezahlen. Im Augenblick war es wichtiger, daß sie ihre Haut rettete.

Im Lokal halfen die beiden Rocker ihrem Boß auf die Beine. Er stieß sie wütend von sich. »Warum habt ihr sie euch nicht geschnappt, ihr Idioten?«

»Das wollten wir, aber sie flitzte wie ein Kastenteufel raus.«

»Los, wir fangen dieses Miststück ein, und dann kann sie was erleben. Die Braut gehört uns allen. Versteht ihr, was ich meine?«

Die beiden Rocker grinsten. »Klar, ›Bongo‹. Es wird uns ein Vergnügen sein, die Kleine ordentlich zu bedienen.«

»Bongo« kam langsam wieder in Form. Er stürmte mit seinen Freunden aus dem Lokal. Die Rocker schwangen sich auf ihre Maschinen und brausten los.

Vicky Bonney hörte das Röhren der schweren Motorräder und lief schneller. Sie rannte in eine schmale Straße, an einem alten, kunstvoll dekorierten Brunnen vorbei, Stufen hinauf.

Links entdeckte sie einen unscheinbaren Durchgang und versteckte sich zunächst darin, aber dann hörte sie, wie die Rocker die Stufen hinauffuhren, und eilte weiter.

Ihr Herz klopfte wild gegen die Rippen. Wenn sie von Dämonen verfolgt worden wäre, hätte sie ihre vierläufige Derringer-Pistole aus der Handtasche geholt, sich nach einer guten Schußposition umgesehen und gewartet.

Aber es widerstrebte ihr, die geweihten Silberkugeln auf Menschen abzufeuern, deshalb zog sie es vor, zu fliehen. Mit langen Sätzen jagte sie durch den Durchgang.

Da sie Tony Ballard häufig beim Jogging begleitete, verfügte sie über eine hervorragende Kondition und über eine Ausdauer, die ihr wohl keiner zutraute.

Vicky erreichte das Ende des Durchgangs, bog in eine kurze Gasse ein und hastete weiter.

Da schob sich plötzlich von rechts ein Motorrad in ihr Blickfeld.

Das blonde Mädchen stoppte schwer atmend. Einer der Rocker hatte ihr den Weg abgeschnitten.

Jeden Augenblick konnten die beiden anderen hinter ihr auftauchen, dann wurde die Angelegenheit kritisch.

Ich muß an ihm vorbei! dachte Vicky Bonney und setzte sich langsam

in Bewegung.

Der Rocker trug einen großen schwarzen Sturzhelm auf dem Kopf; das Gesicht war hinter dem dunklen Kunstglas nicht zu erkennen.

Jetzt hob er die Hand und winkte Vicky zu sich.

Den Teufel werde ich zu dir kommen! dachte das blonde Mädchen.

Da klappte der Rocker das Visier hoch, und Vicky erkannte, daß es »Vivi« war. »Kommen Sie! Schnell!« rief die Rockerbraut, die »Bongo« eins auswischen wollte.

Das konnte Vicky Bonney nur recht sein. Sie lief zu »Vivi«, schwang sich hinter ihr auf die Maschine, und das Mädchen raste los. »Vivi« fuhr, als gelte es, ein hoch dotiertes Rennen zu gewinnen.

Vicky Bonney klammerte sich an die Rockerbraut und büßte während der Fahrt ihre Sünden ab. Sie sausten durch die Stadtteile Clerkenwell, Holborn und Bloomsburry, und dann schwenkte »Vivi« scharf links ab.

Wenig später befanden sie sich in Soho. Als »Vivi« die Maschine vor einem Pub stoppte, dankte Vicky Bonney dem Himmel, daß die Fahrt zu Ende war.

»Sagen Sie mal, hat man Sie noch nie wegen Zutief-Fliegens angezeigt?« fragte Vicky und stieg erleichtert vom Motorrad.

»Wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn sie uns erwischt hätten?« fragte die Rockerbraut zurück und nahm den Sturzhelm ab.

»Gott bewahre.«

»Sie dürfen mich zu einem Drink einladen.«

»Mach' ich gern«, sagte Vicky.

Sie betrat mit Priscilla »Vivi« Bancroft das Pub, setzte sich mit ihr an einen Tisch und fragte, was sie haben wolle.

»Einen schönen großen Kentucky Bourbon«, sagte »Vivi«.

Vicky bestellte ihn und nahm für sich einen Orangensaft. »Sind wir hier vor ›Bongo‹ sicher?«

»Er kennt dieses Lokal nicht«, sagte »Vivi«. »Bestimmt suchen sie uns nicht in Soho. London ist groß. Und wir sind zwei Stecknadeln im Heuhaufen. Es ist unwahrscheinlich, daß sie uns finden. Ich habe durch das Fenster gesehen, wie Sie mit ›Bongo‹ fertigwurden. Mir lachte das Herz im Leibe. Damit hat der Beste nicht gerechnet. Daran wird er jahrelang nagen; das freut mich.«

»Sie sind seine Freundin, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wie lange schon?«

»Ein halbes Jahr.«

»Er behandelt Sie nicht gut; warum suchen Sie sich nicht einen anderen Freund?«

»Weil ich blöd bin. Weiß der Teufel, was mir an ihm so gefällt. Seine Wildheit? Seine Furchtlosigkeit? Sein prahlerisches Gehabe? Er hat

mich heute nicht zum erstenmal so behandelt. Immer wieder schwöre ich mir, ihn nie mehr anzusehen, aber nach längstens drei Tagen falle ich um, und das alte Lied beginnt von vorn. Ich bin ein blödes Stück. Ihnen würde so etwas nicht passieren, was? Man muß zu einem Leben, wie ich es führe, geboren sein.«

»Vivi« trank den Bourbon wie ein Mann.

Vicky Bonney erzählte ihr, aus welchem Grund sie in jenem Lokal gewesen war. Als der Name Frank Meax fiel, nickte Priscilla »Vivi«

Bancroft.

»Den Windhund kenne ich. Der war eine Zeitlang hinter jedem Mädchen her. Das legte sich erst in den letzten Monaten, da hatte er auf einmal andere Interessen.«

»Wissen Sie, welche?«

»Ich glaube, er wollte irgendeine tolle Erfindung machen.«

»Sprach er mit Ihnen mal darüber?«

»Nein«, sagte Priscilla. »Wenn Sie hinter Frank Meax her sind, kann ich Ihnen nur den Rat geben, die Finger von ihm zu lassen.«

»Warum?«

»Erstens ist er verheiratet, und zweitens ist das kein Mann, der zu Ihnen paßt. Er ist ein eiskalter Egoist, ein Kerl, vor dem man Angst haben muß. Ich halte ihn für gefährlich. ›Bongo‹ ist gegen ihn nur ein Waisenknabe ›Bongo‹ ist bloß ein Angeber, der gern den großen, starken Mann spielt. Aber das genügt Frank Meax nicht. Der will mehr.«

»Sie scheinen ja sehr gut über ihn Bescheid zu wissen«, sagte Vicky Bonney.

»Er war auch hinter mir her«, erzählte »Vivi«. »Damals war ich noch nicht mit ›Bongo‹ zusammen, und ich muß zugeben, es beeindruckte mich, wie Frank mit dem Geld um sich warf. Er wollte mir imponieren, und das tat er. Eines Tages schleppte er mich dann in seine Liebeslaube ab. Er hat ein Apartment in Mayfair.« Sie nannte die Adresse.

»Hat er es immer noch?« wollte Vicky Bonney wissen.

»Ich denke schon.«

»Weiß seine Frau davon?«

»Bestimmt nicht.«

»Er nahm Sie mit in dieses Apartment – und?«

»Na ja, ich dachte, es würde das Übliche kommen, aber Frank war auf diesem Gebiet wohl schon ein bißchen übersättigt. Die einfache Art gab ihm nichts mehr, er wollte etwas Besonderes daraus machen.«

»Ich hoffe, es ist Ihnen nicht peinlich, darüber zu sprechen.«

»Vivi« schüttelte den Kopf. »Absolut nicht, denn ich machte bei seinem kleinen Spielchen nicht mit.«

»Was wollte er tun?«

»Ich glaube, er wollte so etwas wie ‘ne Schwarze Messe veranstalten und mit mir im Beisein von Teufeln und Dämonen…« Ich sagte ihm, »daß das bei mir nicht drin wäre, wünschte ihm viel Spaß mit seinen unheimlichen Freunden, zog mich an und ging.«

»Haben Sie ihn nachher noch einmal wiedergesehen?«

»Nein, und ich bin ehrlich froh darüber, denn Frank Meax ist mir seither nicht mehr geheuer. Der Mann hat einen Sprung in der Schüssel. Wenn Sie mich fragen, der kann noch mal gemeingefährlich werden!«

***

Ich ließ meinen Wagen an einer Friedhofsmauer aus Backsteinen ausrollen. Dem Gottesacker gegenüber wohnte Sean Blocker. Trank er deshalb so gern, weil er den Ausblick sonst nicht verkraftete?

Der Turm einer kleinen Kapelle überragte die alten Bäume, zwischen denen die Grabreihen angeordnet waren. Ich konnte durch ein Gittertor einen Teil des Friedhofs sehen.

Eine schwarz gekleidete Frau stand reglos vor einem weißen Grabstein. Ein einsamer Mensch, der um einen Toten trauerte. Der Wind fuhr durch die laublosen Baumkronen und trieb welkes Laub über die geharkten Kieswege.

Ich verließ den Peugeot, warf die Tür zu, gönnte mir ein Lakritzenbonbon und überquerte die Straße. Das Haus, das ich betrat, war alt und duster.

Sean Blocker wohnte im Erdgeschoß. Er öffnete auf mein Läuten und musterte mich argwöhnisch. »Ja?« fragte er.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Tony Ballard, Privatdetektiv. Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Worum handelt es sich?«

»Darf ich es Ihnen drinnen sagen?«

Blocker kratzte sich am Hinterkopf. »Ich wüßte nicht, was ich…«

Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern machte einen entschlossenen Schritt, und Blocker gab automatisch die Tür frei. Seine Wohnung war unaufgeräumt und geschmacklos eingerichtet.

Wenn es eine Zeitschrift mit dem Titel »Schlechter Wohnen« gegeben hätte, hätte es Blockers Behausung verdient, auf der Titelseite gebracht zu werden.

Vom Wohnstil her paßten Sean Blocker und Frank Meax absolut nicht zusammen. Irgend etwas anderes mußte die beiden verbinden.

Ich trat im Wohnzimmer ans Fenster und blickte zum Friedhof hinüber.

»Kein erfreuliches Gegenüber«, brummte Blocker. »Manchmal läutet zwei-, dreimal am Tag die Totenglocke. Dann trägt man wieder einen Menschen zu Grabe. Es ist deprimierend. Seit sieben Jahren wohne ich

hier, aber daran habe ich mich immer noch nicht gewöhnt.«

»Warum ziehen Sie nicht weg?«

»Die Miete ist lächerlich gering.«

Ich drehte mich um. »Sie trinken gern und viel.«

Blocker riß seine himmelblauen Augen überrascht auf. »Sie haben Erkundigungen über mich eingezogen?«

»Gestern waren Sie wieder mal voll bis obenhin.«

Der schwere Brocken hob trotzig den Kopf und blickte mich eisig an. »Ich wußte nicht, was Sie das angeht, Mr. Ballard! Was wollen Sie von mir?«

»Was Ihre Trinkgewohnheiten angeht, haben Sie das lediglich mit Ihrer Leber abzumachen«, sagte ich. »Ich bin nicht hier, um für die Anonymen Alkoholiker zu werben.«

Blocker wurde unruhig. »Reden Sie nicht um den heißen Brei herum, sondern sagen Sie mir, weshalb Sie hier sind!« verlangte er barsch.

»Würden Sie mir verraten, warum Sie sich gestern vollaufen ließen?«

»Ich brauche dafür keinen Grund, das tu' ich öfter. Sobald es mich überkommt, greife ich zur Flasche. Ich glaube nicht, daß das verboten ist. Selbst wenn ich mich jeden Tag bis zum Umfallen betrinke, geht das niemanden etwas an, solange ich mich gesittet betrage, und das tu' ich. Ich belästige nie jemanden, bin immer friedlich.«

»Mit einem Wort, Sie sehen in sich ein Vorbild für alle Säufer.«

»Langsam gehen Sie mir auf den Geist, Ballard!« sagte Sean Blocker unfreundlich.

»Können Sie sich noch erinnern, was Sie gestern gesagt haben?«

Blocker zuckte zusammen, als hätte er ein stromführendes Kabel berührt. Er sah mich erschrocken an und wurde blaß. »Nein. Habe ich etwas gesagt?« Blocker fuhr sich mit den fetten Fingern über die Lippen.

»Sie sprachen von Ihrem Freund Frank Meax.«

Das entsetzte ihn noch mehr. Ich sah ihm an, daß er gern gewußt hätte, wieviel er verraten hatte, doch ich sagte es ihm nicht, ließ ihn zappeln, um möglicherweise mehr von ihm zu erfahren. Natürlich brauchte er auf den gewaltigen Schreck einen Drink. Er war so verwirrt, daß er zu fragen vergaß, ob ich auch etwas haben wollte. Damit ersparte er es mir, dankend abzulehnen.

Blocker schüttete den Schnaps in seinen Mund, als wäre er am Verdursten. »Ich… ich habe nichts erzählt!« stieß er heiser hervor.

»Ich habe bestimmt nichts gesagt! Sie wollen mich reinlegen, Ballard.«

»Überlegen Sie doch mal. Wäre ich hier, wenn Sie kein einziges Wort fallengelassen hätten? Wie hätte ich in diesem Fall davon erfahren sollen?«

Sein Blick heftete sich bange an meine Lippen. »Wieviel habe ich erzählt? Ich kann mich nicht erinnern.«

»Ich weiß, daß Sie allen Grund hatten, sich zu betrinken, Mr. Blocker. Ihr Freund besitzt eine teuflische Erfindung, die ihm gewaltige Macht verleiht.«

»*Das* wissen Sie?« fragte Sean Blocker erschüttert.

»Von Ihnen. Die Information lief über mehrere Stationen, aber sie kam von Ihnen, und ich bin hier, damit Sie mir alles erzählen.«

Sean Blocker schüttelte entsetzt den Kopf. »Das… das kann ich nicht! Das dürfen Sie nicht von mir verlangen, Mr. Ballard.«

»Wovor haben Sie Angst?«

»Ich rede nicht! Niemals!«

»Sie haben bereits den Anfang gemacht. Was, glauben Sie, wird geschehen, wenn Frank Meax davon erfährt?«

»Um Himmels willen, ich habe Frank mein Wort gegeben! Verdammt noch mal, warum wollte er mich dabeihaben?«

»Wobei?«

Blocker nahm sich noch einen Whisky. »Ich kann Ihnen nichts sagen, Mr. Ballard. Ich darf Ihnen nichts sagen. Wenn ich mein Wort breche…«

»Es ist schon gebrochen.«

»Meine Güte, Frank darf es nicht erfahren.«

»Wie wollen Sie es verhindern? So, wie es mir zu Ohren kam, wird es Ihr Freund früher oder später auch hören.«

»Dann… dann bringt er mich um; das tut Frank glatt!«

»Ich mache Ihnen ein Angebot, Mr. Blocker«, sagte ich, »und wenn Sie auch nur ein bißchen Grips besitzen, nehmen Sie es an: Sie sagen mir jetzt alles, was Sie wissen, dafür bringe ich Sie aus dem Gefahrenbereich. Sie werden in meinem Haus so lange wohnen, bis ich Frank Meax unschädlich gemacht habe. Ist das ein Wort?«

»Das schaffen Sie nicht, Mr. Ballard.«

»Lassen Sie das getrost meine Sorge sein, okay?«

»Frank besitzt eine Waffe, gegen die Sie nicht ankommen. Niemand kann ihn besiegen. Ich habe miterlebt, wie er die Waffe ausprobierte. Es war grauenvoll.«

»Er hat finstere Mächte beschworen«, sagte ich. »Ich war heute in seinem Laboratorium und sah die Zeichen an der Wand.«

»Dann wissen Sie ja ohnedies schon alles«, sagte Sean Blocker heiser.

»Berichten Sie, was Sie erlebt haben«, verlangte ich. »Anschließend fahren wir zu mir, und ich sorge dafür, daß Ihnen Frank Meax nichts anhaben kann. Sie können mir vertrauen.«

Nach dem dritten Drink war Sean Blocker endlich soweit; sein Widerstand fiel wie eine ausgetrocknete Sandburg in sich zusammen.

Ich sah ihm an, daß er froh war, endlich mit jemandem über das

schreckliche Geheimnis sprechen zu können.

So erfuhr ich, daß Frank Meax Asmodis, den Höllenfürsten, beschworen hatte, doch nicht dieser, sondern Atax, die Seele des Teufels, war erschienen.

Ich hörte von einem Buch, das Malvandemus, der Prophet des Bösen, geschrieben hatte, und Blocker berichtete von der Laserwaffe, deren Herzstück, den Rubin, Atax mit höllischer Magie versehen hatte.

Allein der Name Atax sorgte dafür, daß sich meine Nackenhärchen sträubten. Schon oft hatte ich direkt oder indirekt mit ihm zu tun gehabt, und es war stets äußerst unerquicklich gewesen.

Gespannt und mit wachsendem Grauen vernahm ich dann, welches Ende die beiden Gibbons genommen hatten, und mein Mund wurde trocken, als mir der Gedanke kam, daß Frank Meax vielleicht in diesem Augenblick seinen gefährlichen Dämonenlaser zum erstenmal auf einen Menschen richtete.

»Er will es allen seinen Feinden heimzahlen«, sagte Sean Blocker abschließend.

»Können Sie Namen nennen?«

»Einige könnte ich Ihnen aufschreiben«, sagte Blocker und holte Kugelschreiber und Papier.

Plötzlich sah ich in der Mitte seiner Stirn einen Lichtpunkt. Mir war, als würde mich jemand mit Eiswasser übergießen.

»Vorsicht, Blocker!« brüllte ich.

Doch zu spät, der Höllenlaser wirkte bereits. Zum erstenmal erlebte ich, wie stark und grauenvoll die Waffe war. Ich konnte Sean Blocker nicht helfen.

Verdammt, ich hatte ihm versprochen, ihn in Sicherheit zu bringen, dabei schaffte ich es nicht einmal, mit ihm seine Wohnung zu verlassen.

Namenloses Grauen erfaßte mich.

Ich bin einiges gewöhnt, man wird im Laufe der Zeit härter, aber was ich in diesen Augenblicken mit ansehen mußte, überstieg bei weitem das, was ich verkraften konnte.

Sean Blocker verwandelte sich vor meinen Augen in ein schreckliches Monster. Der Dämonenlaser verkohlte innerhalb eines Sekundenbruchteils seinen Kopf.

Die Verbrennung griff auf den Körper über, wobei die Kleidung des Mannes größtenteils zu Asche zerfiel. Blocker bäumte sich auf.

Struppiges, pechschwarzes Haar hing an seinem Hinterkopf. Es schien länger zu werden. Durch die Stirn bohrten sich stumpfe Hörner.

Die Hölle tauchte mit hoher Energiekonzentration ein in diesen Körper und verwandelte ihn. Blockers Züge hatten sich so stark verändert, daß man ihn nicht mehr wiedererkannte, und seine rot geränderten Augäpfel hatten keine Pupillen mehr, sondern waren

weiß glühende Kugeln, die mich mordlüstern anstarrten.
Blocker hatte mir erzählt, was der Dämonengibbon mit seinem Artgenossen angestellt hatte.
Ein ähnliches Schicksal sollte mich ereilen!

***

Vor zehn Minuten war Mr. Silver nach Hause gekommen. Nun wanderte er im Living-room ruhelos auf und ab. Herrliche Stunden hatte er in diesem Haus schon verlebt, mit Roxane, der Hexe aus dem Jenseits.
Sollte es nie mehr so werden? Der Ex-Dämon schlug mit der Faust wütend auf den Tisch. Wenn er nur gewußt hätte, wo sich Roxane aufhielt.
Er wußte nur, daß sie sich in der Gewalt eines Todfeindes befand.
Ein Dämon hatte sie entführt, und Mr. Silver hatte davon nichts gewußt.
Damit er nicht ahnungslos blieb, ließ ihm dieser Feind auf telepathischem Wege eine Information zukommen. Der Dämon wollte Mr. Silver auf diese Weise quälen, und das gelang ihm auch.
Roxane sollte sich in einer furchtbaren Lage befinden. Angeblich war sie im Begriff, ihre Persönlichkeit zu verlieren.
Mr. Silver litt entsetzlich darunter, daß er nicht wußte, in wessen Gewalt sich seine Freundin befand und wohin der Höllengegner die Hexe aus dem Jenseits verschleppt hatte.
Sämtliche Anstrengungen, die er in den letzten Tagen unternommen hatte, waren ohne Erfolg geblieben. Der Gedanke, daß er Roxane nicht helfen konnte, daß er sie vielleicht nie mehr wiedersehen würde, machte ihn fast verrückt.
Mit zäher Verbissenheit versuchte er eine Spur zu finden. Jeden magischen Trick wandte er an, doch er erreichte nichts damit. Roxane war und blieb verschwunden, und Mr. Silver wartete besorgt auf die nächste Nachricht aus dem Jenseits.
Er war sicher, daß ihm sein dämonischer Feind bald einen neuen Stachel ins Fleisch setzen würde, und er hoffte, daß er dann eine Möglichkeit fand, den Verfluchten Gegner zu orten.
Vorläufig konnte er nichts mehr tun, und das zermürbte ihn. Er hätte jeden Kampf aufgenommen, sich in jede Gefahr gestürzt, das größte Risiko auf sich genommen. Alles war ihm lieber als dieses verdammte Warten.
Das Telefon schlug an. Mr. Silver begab sich an den Apparat und meldete sich. Am anderen Ende des Drahtes war Cruv, der Gnom von der Prä-Welt Coor.
Für Mr. Silver war das ein kleiner Lichtblick. Er mochte den Knirps, der seit kurzem Tucker Peckinpahs Leibwächter war. Es war

erstaunlich, wieviel Mut in diesem kleinen Kerl steckte. Für Peckinpah ließ sich der Gnom in Stücke reißen.

»Gibt es Neuigkeiten?« erkundigte sich Cruv. »Bist du ein Stück weitergekommen?«

»Keinen Millimeter«, knirschte der Ex-Dämon.

»Das tut mir leid für dich – und natürlich auch für Roxane. Ich mag sie sehr.« Cruv sagte das nicht nur, um Mr. Silver zu trösten. Er liebte die Hexe aus dem Jenseits tatsächlich, und er war ihr zu großem Dank verpflichtet, denn sie hatte ihm das Leben gerettet.

»Wenn ich doch bloß in der Lage wäre, dir und ihr zu helfen.«

»Du bist ein prachtvoller Freund, Cruv«, sagte Mr. Silver.

»Ist Tony zu Hause?«

»Nein, außer mir ist niemand da.«

»Mr. Peckinpah hätte ihn gern gesprochen.«

»Gib ihn mir mal.«

»Okay. Und… Silver …«

»Ja, Kleiner?«

»Ich drücke dir und Roxane ganz fest die Daumen.«

»Danke«, sagte der Ex-Dämon.

Es klickte in der Leitung. Dann hörte Mr. Silver die Stimme des Industriellen. Auch Tucker Peckinpah nahm regen Anteil an Roxanes Schicksal.

»Wenn ich irgendwie helfen kann, lassen Sie es mich umgehend wissen«, sagte er.

Mr. Silver verzog das Gesicht. Es sollte ein Lächeln sein, doch es mißlang. »Ich fürchte, in diesem Fall können Sie nichts tun. Aber ich danke Ihnen trotzdem für Ihr Angebot.«

»Ist doch selbstverständlich.«

»Sie wollten Tony sprechen? Er ist nicht zu Hause.«

»Ich wollte wissen, was er inzwischen erreicht hat.«

»Was läuft denn?« erkundigte sich der Hüne mit den Silberhaaren.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ein Mann namens Frank Meax soll eine gefährliche Erfindung gemacht haben«, begann Tucker Peckinpah, und dann berichtete er dem Ex-Dämon die wenigen Einzelheiten, die ihm bekannt waren.

Abschließend sagte er: »Wenn Sie im Moment nicht weiterkommen, wäre es hilfreich, wenn Sie Tony Ballard und Vicky Bonney unterstützen würden. Was meinen Sie?«

»Sie haben recht, das wird mich ein wenig ablenken.«

»Ich habe so eine dumpfe, unangenehme Ahnung, daß es schon bald eine furchtbare Katastrophe geben wird.«

»Mal sehen, wie sie zu verhindern ist«, sagte der Ex-Dämon.

Das waren schöne, aber nutzlose Worte, denn die Katastrophe war bereits angelaufen…

***

Frank Meax war mit einer schrecklichen Wut im Bauch zu Sean Blocker gefahren. Ihm fiel sofort der weiße Peugeot des Privatdetektivs auf, der an der Friedhofsmauer parkte.

Blocker hatte Besuch von Tony Ballard!

Meax konnte seinen Zorn kaum noch unterdrücken. Blocker, dieser Idiot, hatte ihm sein Wort gegeben, strengstes Stillschweigen zu bewahren, aber er hatte sein Wort gebrochen und war zum Verräter geworden.

Der Verräter sollte sterben!

Haß loderte in Frank Meax' Augen. Die Freundschaft zu Blocker hatte einen irreparablen Riß bekommen. Meax tat es nicht leid um Sean Blocker.

Genau genommen hatten sie ohnedies nie richtig zusammengepaßt. Meax war mit Blocker eigentlich nur befreundet gewesen, weil er mit rückgratlosen Jasagern gut zurechtkam.

Blocker war diesbezüglich bequem gewesen. Er hatte stets akzeptiert, was sein Freund entschied, hatte niemals eine eigene Meinung, nahm kein einziges Mal eine starre Haltung ein, war zu allem zu überreden.

Blocker hätte das Geheimnis mit Sicherheit nicht ausgeplaudert, wenn er nüchtern gewesen wäre. Der Alkohol hatte seine Zunge gelöst und ihn unvorsichtig gemacht.

Das sollte sich nun rächen. Meax war entschlossen, in den nächsten Sekunden gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Wenn er den Dämonenlaser auf Sean Blocker richtete, war auch der lästige Tony Ballard erledigt, denn Blocker würde sich in ein reißendes Ungeheuer verwandeln und den Detektiv töten.

Dann bin ich sie beide los, sagte sich Frank Meax, und er war entschlossen, dem Freund sein schwarzes Leben zu lassen, denn dann würde die Stadt in Angst und Schrecken vor dem gefährlichen Ungeheuer verfallen, und das war ganz im Sinne der Hölle, der sich Meax zu großem Dank verpflichtet fühlte.

Vorsichtig pirschte er sich an eines der Fenster im Erdgeschoß heran. Er sah Tony Ballard mit Sean Blocker reden. Der Dicke holte Papier und Kugelschreiber, um etwas aufzuschreiben.

Da glitt Frank Meax' Hand ins Jackett, die Finger schlossen sich um die Höllenwaffe. Das Fensterglas würde die Höllenenergie nicht schwächen.

Ein grausamer Ausdruck kerbte die Lippen des Mannes, der sich der schwarzen Macht eng verbunden fühlte. Er richtete den Dämonenlaser auf Sean Blocker und drückte ab.

***

Das Ungeheuer stieß ein mordlüsternes Gebrüll aus und stürzte sich

auf mich. Ich wußte, wer für diese entsetzliche Verwandlung verantwortlich war: Frank Meax! Aber ich hatte keine Zeit, mir den Mann zu schnappen, denn ich mußte mich meiner Haut wehren.

Die schwarzen Monsterhände versuchten mich zu ergreifen, doch ich stieß sie zur Seite, federte zurück und wollte meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter holen.

Aber die Zeit reichte nicht. Ein schmerzhafter Schlag traf meine Schulter, die Finger, die sich soeben um den Kolben des Revolvers geschlossen hatten, öffneten sich, die Waffe rutschte ins Leder zurück, der Arm fiel kraftlos herab.

Die Bestie senkte den grauenerregenden Schädel und wollte mir die stumpfen Teufelshörner in den Bauch rammen. Als Blocker sich nach vom beugte, riß ich mein Knie hoch.

Die Wucht des Treffers riß das Scheusal hoch. Blocker machte zwei Schritte zurück, hob die Arme, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Ich griff nach einem Stuhl und rammte dem schwarzen Wesen die Holzbeine gegen den Körper. Blocker schrie seine Wut heraus. Sein Faustschlag zertrümmerte den Stuhl.

Er griff mich sofort wieder an, ich schraubte mich herum und schlug aus der Drehung zu. Ohne die Wirkung abzuwarten, drehte ich mich erneut, und diesmal erwischte ich meinen Gegner mit dem hochgestreckten Bein.

Es war eine Karateattacke, die jeden Menschen niedergestreckt hätte, doch Sean Blocker war kein Mensch mehr.

Die Kraft der Hölle füllte ihn aus, und die setzte er immer wilder gegen mich ein. Er war ungeduldig. Er wollte mich endlich bezwingen.

Ein schwerer Treffer warf mich zurück. Ich krachte auf den Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, und Schmerz durchzuckte meine Glieder.

Blocker wuchtete sich vor, ich zog, auf dem Tisch liegend, meine Beine an und stemmte sie gegen das Ungeheuer. Ich wollte Blocker zurückstoßen, doch die Kraft in meinen Beinen reichte dafür nicht aus.

Er preßte mich wie eine Sprungfeder zusammen. Sein Körpergewicht schob mich mitsamt dem Tisch zwei Meter durch den Raum, dann stieß der Tisch gegen ein Hindernis, fiel um, und ich landete auf dem Boden.

Ein Tritt des Monsters riß mir einen Schrei von den Lippen. Ich wälzte mich zur Seite und hatte das Gefühl, man hätte meinen Brustkorb mit glühenden Kohlen gefüllt.

Noch so ein Tritt hätte mich derart geschwächt, daß mein Widerstand zerbrochen wäre.

Das Scheusal starrte mich mit seinen weißglühenden Augen an und wollte mir den Rest geben.

Vorhin, als ich gestürzt war, hatte ich ein leises metallisches Klimpern vernommen. Die silbernen Wurfsterne waren in meiner Tasche gegeneinandergeprallt und brachten sich auf diese Weise in Erinnerung.

Ich holte einen von ihnen blitzschnell heraus, und als das Bein des Monsters vorzuckte, hieb ich den magischen Stern gegen seine Kniescheibe.

Das Höllenwesen brüllte fürchterlich auf, fuhr herum und humpelte durch das Zimmer. Ich kämpfte noch mit den Nachwirkungen des Fußtritts, wußte aber, daß ich das Scheusal nicht entkommen lassen durfte, denn Blocker war eine Gefahr für jeden, dem er begegnete.

Wahllos packte er Gegenstände und schleuderte sie nach mir, während er zum Fenster hinkte. Ich warf den Silberstern aus dem Handgelenk.

Blinkend fegte das Silbergeschoß mit den scharfen Zacken durch den Raum, doch Blocker brachte sich mit einem weiten Sprung davor in Sicherheit.

Der Wurfstern verfehlte ihn und blieb im breiten Rahmen eines billigen, kitschigen Bildes stecken. Das Scheusal öffnete das Fenster.

Ich griff mir den nächsten der drei Wurfsterne, doch ehe ich ihn werfen konnte, beförderte sich Blocker mit einem Panthersatz aus dem Fenster.

Ich unterdrückte einen enttäuschten Fluch, hastete zum Fenster und sah Blocker über die Straße laufen. Er rannte an meinem Wagen vorbei und überkletterte die Friedhofsmauer. Das Gittertor, das nur vier Meter entfernt gewesen wäre, beachtete er nicht.

Er ließ sich von der Mauerkrone fallen und verschwand aus meinem Blickfeld. Bei dem Gedanken, er könnte mir entkommen und mordend durch die Stadt ziehen, brach mir der kalte Angstschweiß aus.

***

Frank Meax war sicher, daß Tony Ballard gegen das von ihm geschaffene Höllenwesen keine Chance hatte. Er hakte den lästigen Schnüffler im Geist bereits ab.

Wenn er mehr Zeit gehabt hätte, hätte er sich an dem grauenvollen Schauspiel, das in Blockers Wohnung ablief, ergötzt, doch er hatte den Entschluß gefaßt, Zug um Zug seine Vorhaben zu realisieren.

Da Blocker nicht dichtgehalten hatte, wußten außer Ballard auch andere *von* der gefährlichen Erfindung. Vielleicht gab es weitere Verrückte, die versuchen wollten, ihm seine Waffe abzunehmen.

Deshalb wollte Frank Meax seine Probleme nicht langsam und vorsichtig lösen, wie er es zunächst vorgehabt hatte, sondern Schlag

auf Schlag.

Als der Kampf in Blockers Wohnung begann, kehrte Meax zu seinem Wagen zurück. Er stieg ein und blickte grinsend zu den Fenstern hinüber, hinter denen der nackte Horror ausgebrochen war.

Tony Ballard würde ihm zum Opfer fallen, und schon bald würde man in Radio und Fernsehen das Auftauchen eines schrecklichen Monsters melden.

Die Menschen würden in panischer Angst die Straßen verlassen und sich in ihre Häuser und Wohnungen einschließen, doch selbst dort würden sie vor Blocker nicht sicher sein.

Denn es gab keine Tür, die das Scheusal nicht zertrümmern konnte, es gab keine Kugel, die die Bestie niederstrecken konnte. Das schwarze Wesen war nicht aufzuhalten.

Zahlreiche Menschen würden ihm zum Opfer fallen, niemand würde ihm Einhalt gebieten können. Niemand – außer einem.

Und der eine bin ich! dachte Frank Meax und grinste. Wenn genug Blut geflossen ist, werde ich mich mit den entsprechenden Leuten in Verbindung setzen und meine Bedingungen stellen. Ich werde ihnen klarmachen, daß nur ich die Bestie vernichten kann, und sie werden unter dem Zwang stehen, alle meine Forderungen zu erfüllen.

Der Mann, der sich mit der Hölle eingelassen hatte, lachte in sich hinein.

Er startete den Motor seines Wagens. Als er am Peugeot des Privatdetektivs vorbeifuhr, sagte er verächtlich: »Good bye, Ballard. Bei diesem Fall hilft dir auch deine Logik nicht. Du wirst auf der Strecke bleiben!«

***

Die supermoderne Tennishalle war wie immer ausgebucht. Auf allen zehn Plätzen wurde gespielt. Single, Doppel… Locker und leicht – ernst und verbissen… Die einen rannten jedem Punkt nach, daß ihnen die Zunge aus dem Hals hing, die anderen bewegten sich kaum, begnügten sich mit den Bällen, die in ihre Reichweite kamen.

Es spielten Könner und solche, die es nie werden würden. In der Trainingsbox quälten sich drei Anfänger. Schwungvoll hieben sie mit ihren Rackets Löcher in die Luft, und es gehörte zu ihren seltenen Sternstunden, wenn sie einmal einen Ball trafen. Das Ganze wurde von einer Videokamera aufgenommen, und man würde später gescheit über diesen und jenen Fehler diskutieren.

Mel Chase war einundvierzig und spielte seit etwa zehn Jahren Tennis. Er hatte sich alles selbst beigebracht, und das merkte man seinem unorthodoxen Spiel immer noch an.

Randall Haid spielte seit acht Jahren, ließ sich die Grundbegriffe von einem Trainer zeigen und war der Ästhet auf dem Platz. Seine

Bewegungsabläufe waren präzise, die Schläge vorbildlich abgezirkelt.
Daß er dennoch nicht öfter siegte als sein ständiger Partner, lag vor allem daran, daß er nicht den gleichen bedingungslosen Einsatz brachte wie dieser.
Chase lief selbst einem aussichtslos scheinenden Ball nach und brachte einen geringen Prozentsatz davon noch zurück, womit er Haid überraschte und einen Punkt mehr für sich verbuchen konnte.
Im großen und ganzen waren sie beide keine Meister des weißen Sports, aber es machte ihnen großen Spaß, und das war ja wohl am wichtigsten.
Soeben war Chase in Bedrängnis. Haid hatte scharf auf seine Rückhand gespielt und war gleich mit ans Netz gelaufen. Doch Chase traf der Ball mit dem Rahmen, er passierte den Gegner unsauber und gewann das Spiel mit einem Punkt, der ihm eigentlich nicht hätte glücken dürfen.
Grinsend lief auch er ans Netz und streckte Randall Haid die Hand entgegen.
Haid schüttelte den Kopf. »Mit dem Rahmen.«
»Der hat auch Geld gekostet«, sagte Chase und lachte. »Schön muß der Mensch nicht sein, mein Lieber. Glück muß er haben.«
»Und wie soll man so einen Glücksritter besiegen?«
»Halte dir stets den olympischen Gedanken vor Augen: Dabeisein ist alles.«
Die beiden Männer verließen den Platz. Chase war bester Laune.
Das war er immer, wenn er gewonnen hatte.
»Worauf freut sich der Mensch nach so einem rasanten, spannenden Spiel?« fragte er. »Aufs Schwitzen in der Sauna, und auf das schöne, kühle, große Bier hinterher.«
»Wir sollten uns mal wieder über Frank Meax unterhalten«, sagte Randall Haid mit grimmig gefurchter Stirn.
»Doch nicht an unserem freien Nachmittag«, sagte Chase protestierend.
»Ich will diesen Taugenichts nicht noch ein weiteres Jahr mitschleppen.«
»Wir haben keine Handhabe gegen ihn, das weißt du. Unsere Anwälte haben sich in den letzten Monaten den Kopf zerbrochen, ohne eine Lösung dieses leidigen Problems zu finden. Wenn sich Frank nicht auskaufen lassen will, können wir ihn dazu nicht zwingen. Damals, als wir am Anfang standen, war uns sein Geld sehr willkommen. Nun müssen wir dafür bezahlen.«
Haid schüttelte ärgerlich den Kopf. »Damit finde ich mich nicht ab.«
»Was willst du tun? Einen Killer anheuern und ihn abknallen lassen?«
»Bleib auf dem Teppich, Mel.«
»Auf eine andere Weise werden wir Frank Meax nicht los.«

»Es *muß* eine Hintertür geben.«
»Scheinbar nicht, sonst hätten unsere Anwälte sie gefunden. Das sind schließlich keine Holzköpfe.«
Mel Chase öffnete eine Glastür und ließ Randall Haid den Vortritt.
»Meines Erachtens haben wir nur eine Chance«, sagte Chase.
»Frank müßte das Interesse an unserer Firma verlieren.«
»Kannst du mir sagen, wie man das erreicht?«
Chase grinste. »Eine Möglichkeit gäbe es, aber die gefällt mir nicht und wird auch dir nicht zusagen: Wenn das Unternehmen in die roten Zahlen schlittert…«
Haid winkte ab. »Das ist indiskutabel.«
»Klar. Man spielt im Geist bloß alle Varianten durch«, sagte Chase und betrat vor Haid die Garderobe.
Die Männer zogen die verschwitzte Kleidung aus, nahmen Handtuch und Seife aus dem Spind und begaben sich unter die Dusche.
»Ich bin sonst nicht schadenfroh«, sagte Haid, »aber wenn Frank Meax der Schlag treffen würde, würde ich wahrscheinlich einen Jubelschrei ausstoßen. Weiß der Teufel, weshalb mir dieser Typ in letzter Zeit so unsympathisch geworden ist. Als ich ihn kennenlernte, dachte ich, er wäre wertvoll für die Firma, doch wertvoll war nur das Geld, das er einbrachte.«
Chase seifte seinen Körper gründlich ein. »Er ist der sonderbarste Mensch, den ich kenne, und er wird immer sonderbarer.«
»Ich sage dir, bei dem stimmt’s irgendwie nicht. Mich würde es nicht wundern, wenn er eines Tages überschnappen würde.«
Chase schmunzelte. »Auch damit wäre unser Problem gelöst.« Er spülte den weißen Seifenschaum ab und wies auf die Tür, die in den Saunaraum führte. »Kommst du?«
»Ich komme nach, muß mir noch die Haare waschen.«
»Dann schwitze ich schon mal ein bißchen vor«, sagte Chase. »Ah, herrlich.«
Er stieß die Tür auf und betrat den bis an die Decke verfliesten Raum, in dem es ein Kaltwasser-Tauchbecken, eine vielstrahlige Dusche, drei Ruhebetten und die hölzerne Schwitzkammer gab.
Die Tür schloß sich hinter Mel Chase, er trocknete sich gründlich ab und warf einen Blick durch das kleine Glasfenster in der Holztür.
Das Thermometer zeigte 110 Grad Celsius.
Angenehm, dachte Mel Chase und begab sich in die düstere Kammer.
Was weder Chase noch Randall Haid wußte, war die Tatsache, daß Frank Meax im Restaurant der Tennishalle saß. Er hatte sie durch eine große Scheibe beobachtet und kannte ihre Gewohnheiten.
Er wußte, daß sie sich nach dem Spiel stets in die Sauna begaben, und dort sollte sie ihr Schicksal ereilen.
Meax blickte auf seine Uhr. Er schätzte ab, wieviel Zeit er noch hatte,

griff schließlich nach seinem Weinglas und leerte es. Nachdem er eine Banknote auf den Tisch gelegt hatte, erhob er sich ohne Eile.

Niemand sollte auf ihn aufmerksam werden, niemand sollte Verdacht schöpfen. Die Sache sollte still und leise ablaufen.

An einigen Tischen vorbei führte ihn sein Weg zur Herrengarderobe. Wenig später stand er vor der Tür, die zu den Duschen führte.

Bevor er sie öffnete, holte er die »Taschenlampe« hervor.

Dann ging er weiter.

Die Tür schwang zur Seite, und Meax sah einen nackten Mann: Randall Haid! Auf seinem Kopf türmte sich so viel Haarshampoo, daß es den Anschein hatte, als würde er eine weiße Mütze tragen.

Haid betrachtete den Eintretenden nicht. Er schloß die Augen, hielt den Kopf unter die Brause und spülte den Schaumberg ab.

»Hallo, Randall!« knurrte in diesem Augenblick Frank Meax.

Haid öffnete die Augen überrascht und schaute Meax groß an.

»Frank! Was suchst du hier?«

»Dich«, sagte Meax trocken.

»Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

»Ihr wollt mich aus der Firma raus haben…« Randall Haid lachte nervös. »Ich finde, hier ist nicht der richtige Ort, darüber zu reden.«

Meax betrachtete den Nackten, über dessen muskulösen Körper das warme Wasser strömte. »Hemmt es dich, weil du nichts anhast?«

»Das ist es nicht… Hör mal, warum gehst du nicht ins Restaurant und wartest dort auf uns? Ich nehme an, du hast Mel und mir etwas Interessantes zu erzählen.«

»Eigentlich nicht«, sagte Meax und schürzte die Unterlippe. »Mir fiel bloß eine Lösung ein… Ihr wollt euch doch von mir trennen, nicht wahr? Nun, ich habe auch den Kanal von euch voll, deshalb werden sich unsere Wege noch in dieser Stunde trennen.«

»So schnell wird sich das nicht realisieren lassen«, sagte Randall Haid. »Da sind vorher noch eine Menge wichtiger Punkte zu klä- ren.«

»Oh, mach dir darüber keine Gedanken. Ich werde mit der Lö- sung, die mir vorschwebt, auf jeden Fall zufrieden sein.«

»Und wie steht es mit uns?«

»Ihr werdet in Kürze keine Sorgen mehr haben, das garantiere ich«, sagte Frank Meax und hob langsam die Dämonenlampe.

Randall Haid fühlte sich auf einmal unbehaglich. Da er nicht wußte, daß dieses zylindrische Ding in Meax' Hand eine Waffe war, in der das Grauen hockte, hatte er keine Angst davor.

Aber er fühlte, daß ihm Gefahr drohte. War Meax etwa schon übergeschnappt? Richtete er deshalb diese Taschenlampe auf ihn?

»Frank, was ist los mit dir?«

»Ich bin gekommen, um dich zu töten, Randall.«

»Mit einer Taschenlampe? Ich glaube, du solltest mal zum Arzt

gehen, Frank.«

»Das ist nicht nötig, ich weiß, was ich tue. Ihr habt eine Trennung verlangt. Okay, sie soll heute erfolgen, und zwar rasch und – für mich – schmerzlos. Nicht ich werde aus der Firma ausscheiden, sondern du, und Mel Chase wirst du mitnehmen.«

Randall Haid lachte nervös. »Du meinst nicht ernst, was du sagst, Junge, das kann unmöglich sein!« Er drehte die Brause ab und wollte aus der verfliesten Nische treten.

Da drückte Frank Meax auf den Knopf, und das Grauen nahm seinen unaufhaltsamen Lauf.

***

Der Dämonenlaser verkohlte den Menschen und machte ihn zum gefährlichen Ungeheuer. Die Verwandlung ging ungemein rasch vor sich.

Die schwarze Bestie sank gegen die helle Fliesenwand und stieß ein aggressives Knurren aus. Frank Meax grinste begeistert.

Er wies auf die Tür, die in die Sauna führte, und sagte zu Haid:

»Geh! Geh da hinein und töte Mel Chase!«

Das schwarze Scheusal gehorchte nicht.

»Geh!« herrschte Frank Meax es an. »Ich befehle es dir!«

Das Ungeheuer verzerrte sein Gesicht zu einer widerlichen Fratze.

Meax blickte ihm furchtlos, in die weißglühenden Augen.

»Du bist mein Geschöpf!« sagte er leise. »Du mußt mir gehorchen, sonst vernichte ich dich! Ich brauche dich nur noch einmal mit einem Strahl zu treffen, dann gibt es dich nicht mehr! Willst du das?«

Das Monster knurrte.

»Bring ihn um!« zischte Meax.

Haid trat aus der Duschnische. Frank Meax nickte zufrieden.

»So ist es richtig. Du mußt tun, was ich sage.«

Das Ungeheuer machte einen weiteren Schritt. Nie im Leben hätte Frank Meax gedacht, er könnte in Gefahr sein, aber das war er, denn die Bestie machte keinen Unterschied zwischen ihm und Mel Chase oder sonst einem Menschen.

Es stimmte nicht, daß Haid gehorchen mußte; er führte ein schwarzes Eigenleben und nahm von niemandem Befehle entgegen.

Er gehorchte nur seinem höllischen Instinkt, der ihn dazu verleitete, menschliches Leben zu vernichten.

Und Frank Meax war ein Mensch!

Zum Schein ging er an Meax vorbei, aber als dieser seine Waffe sinken ließ, wirbelte das Ungeheuer herum und griff an.

Der erste Schlag entwaffnete Frank Meax schon. Er stöhnte, krümmte sich, verlor den Dämonenlaser. Die Waffe fiel auf den Boden und rollte davon – und Meax hatte nicht die Zeit, sie sich wiederzuholen.

Das Grauen, das er geschaffen hatte, sollte ihm nun selbst zum Verhängnis werden.

***

Ich durchstreifte den Friedhof kreuz und quer. Alle drei Silbersterne befanden sich wieder in meiner Tasche. Ich hielt den entsicherten Colt Diamondback in der Faust, doch es bot sich kein lohnendes Ziel.

Das Monster, zu dem Sean Blocker geworden war, schien sich in Luft aufgelöst zu haben. In mir rumorte die kalte Wut. Meax hatte seine gottverdammte Waffe in meiner Gegenwart eingesetzt, ohne daß ich es verhindern konnte.

Und ich mußte froh sein, daß das Scheusal mich nicht zerrissen hatte und daß Meax seine Höllenwaffe nicht auch auf mich gerichtet hatte, denn auch das hätte ich nicht verhindern können.

Eiskalte Schauer liefen über meinen Rucken, als ich daran dachte, daß nicht viel gefehlt hatte, dann wäre aus mir eine ebensolche reißende Höllenkreatur geworden.

Ein Glück, daß Meax glaubte, sein Monster würde mit mir fertigwerden. Er mußte zugeschlagen haben und gleich wieder verschwunden sein.

Auf dem Friedhof gab es Dutzende von Möglichkeiten, sich zu verstecken. Da ich annahm, daß sich Blocker noch auf dem Gottesacker befand, kehrte ich zu meinem Wagen zurück, stieg ein und griff nach dem Hörer des Autotelefons.

Vielleicht erreichte ich zu Hause Vicky Bonney oder Mr. Silver – oder beide.

Es läutete dreimal, dann meldete sich der Ex-Dämon mit schnarrender Stimme. »Neuigkeiten?« fragte ich sogleich.

»Leider nein«, sagte der Hüne, und ich hörte ihm an, daß er deprimiert war.

»Hättest du Zeit, mir zu helfen?« fragte ich und berichtete meinem Freund und Kampfgefährten, was sich ereignet hatte.

»Ich komme sofort«, sagte Mr. Silver und legte auf.

Zehn Minuten später traf ein Taxi ein. Aus dem Fahrzeug stieg nicht nur Mr. Silver, sondern auch Vicky Bonney.

»Sie kam nach Hause, als ich gerade aufbrechen wollte«, sagte Mr. Silver.

Was ich dem Ex-Dämon berichtet hatte, wußte bereits auch meine Freundin, und nun erzählte sie mir im Telegrammstil, was sie erlebt hatte.

Als ich hörte, daß sie Ärger mit Rockern gehabt hatte, zogen sich meine Augenbrauen unwillig zusammen. Als ich dann aber erfuhr, wie meine Freundin mit Gene »Bongo« Sutherland umgesprungen war, hellten sich meine Züge gleich wieder erfreut auf.

»Das hast du großartig gemacht«, lobte ich.
»Du nimmst also an, daß sich das Monster noch auf dem Friedhof befindet«, sagte Mr. Silver und blickte mißtrauisch durch das Gittertor.
»Theoretisch könnte er inzwischen auch das Weite gesucht haben«, bemerkte ich, »aber mein kleiner Finger sagt mir, daß er noch da ist.«
»Glaubst du, er wird versuchen, in seine Wohnung zurückzukehren?« fragte Mr. Silver.
Ich hob die Schultern. »Ich steck' nicht in ihm drin.«
Wir kamen überein, den Gottesacker systematisch zu durchstreifen. Zu dritt konnten wir den Friedhof besser durchkämmen. Wenn das Scheusal noch da war, würden wir es finden, davon war ich überzeugt.
Bevor wir durch das Gittertor traten, sagte ich: »Wir bleiben auf Rufweite zusammen.«
»In Ordnung«, sagte Mr. Silver.
Ich riet Vicky Bonney, äußerste Vorsicht walten zu lassen. »Der schwarze Teufel ist ungemein gefährlich«, warnte ich sie. »Deshalb darfst du nicht das geringste Risiko eingehen. Sobald du etwas Verdächtiges bemerkst, schlägst du Alarm.«
»Okay, Tony«, sagte das blonde Mädchen.
»Na schön, dann laßt uns mit der Expedition beginnen.«

***

Das Scheusal verbarg sich hinter Büschen. Es hätte bestimmt nicht die Flucht ergriffen, wenn es nicht Bekanntschaft mit dem magischen Wurfstern gemacht hätte.
Die Berührung mit dem geweihten Silber hatte das Ungeheuer geschockt. Ein stechender Schmerz saß immer noch in Blockers Knie.
Er bog das Bein immer wieder ab und strich mit seiner Hand über die schwarze Kniescheibe.
Die Büsche überragten ihn um einen Meter, doch er fühlte sich dahinter nicht sicher, deshalb zog er sich zur Aufbahrungshalle zurück, als Tony Ballard auf seiner Suche in seine Nähe kam.
Er humpelte immer noch, und der Schmerz stachelte seine Wut an.
Er sah, wie Tony Ballard den Friedhof verließ, und ließ einige Zeit verstreichen.
Ballard! Ballard! hämmerte es in ihm. Er würde den Mann töten.
Wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen.
Wieder strich das Ungeheuer mit der Hand über sein Knie. Er stieg einige kahle Stufen hinauf, um den Friedhof besser überblicken zu können.
Hinter einer Säule stehend, beobachtete er Vicky Bonney, Mr. Silver und Tony Ballard.

Die drei betraten den Gottesacker und schwärmten aus. Das Monster lehnte sich an die rauhe Sandsteinsäule und stieß ein aggressives Knurren aus.

Sie suchten ihn, aber wenn er nicht wollte, daß sie ihn fanden, konnte er den Friedhof noch rechtzeitig verlassen.

Noch einmal fliehen? Nein, das wollte er nicht. Er duckte sich hinter der Säule und zog sich unbemerkt zurück. Hinter einem steinernen Sockel verbarg er sich und wartete.

Vicky Bonney schritt mit angespannter Miene durch die Grabreihen. In ihrer Hand befand sich die vierläufige Derringer-Pistole. Da Sean Blocker hinter jedem Grabstein sein konnte, rechnete das blonde Mädchen ständig mit einem Angriff, der sie nicht überraschen durfte.

Grab reihte sich an Grab.

Unter der mächtigen Krone einer alten Eiche blieb Vicky kurz stehen und ließ aufmerksam den Blick schweifen. Ihre Sinne waren geschärft. Jedes verräterische Geräusch hätte sie sofort wahrgenommen, doch der Friede, die Stille auf diesem Totenackerwaren vollkommen.

Es war fast unvorstellbar, daß hier irgendwo ein grausames Scheusal auf seine Chance lauerte.

Das blonde Mädchen ging weiter, schaute hinter hohe Busche und entdeckte die kleine Aufbahrungshalle. Sie gedachte nicht, dieses Gebäude allein zu betreten, aber einmal umrunden wollte sie es ohne Begleitung.

Vorsichtig schlich Vicky Bonney an der Rückfront der Aufbahrungshalle entlang. Sie entdeckte Stufen, die zum Eingang hinaufführten und von Säulen gesäumt waren.

Erregt setzte das blonde Mädchen den Fuß auf die erste Stufe. Verbarg sich die Höllenkreatur hinter einer der Säulen? Vicky begann mit dem Aufstieg.

Sobald sie das Tor erreicht hatte, würde sie umkehren. Die Halle wollte sie erst mit Tony Ballard und Mr. Silver gemeinsam besichtigen.

Immer wieder blieb Vicky Bonney stehen, um sich aufmerksam umzusehen. Als sie das wieder einmal machte und sich umdrehte, um nach Tony und Mr. Silver Ausschau zu halten, passierte es.

Das Ungeheuer sprang hinter dem Steinsockel hervor und griff das Mädchen an. Vicky drehte sich in Gedankenschnelle um. Gleichzeitig übersprang ihr Herz einen Schlag.

Sie reagierte vorbildlich schnell – aber dennoch zu langsam. Blocker erreichte sie, bevor sie die Pistole auf ihn richten konnte. Ein Faustschlag raubte ihr fast die Besinnung und warf sie gegen eine Säule.

Sie stieß einen Schrei aus und drückte ab, obwohl ihr klar war, daß die Kugel die Bestie verfehlte. Es ging ihr lediglich darum, Tony und Mr. Silver wissen zu lassen, daß sie Hilfe brauchte.

Vicky mußte sich nichts vorwerfen. Sie war so vorsichtig wie nur irgend möglich gewesen. Dennoch hatte es das Scheusal geschafft, sie zu überraschen.

Durch einen Tränenschleier sah Vicky Bonney die grauenerregende schwarze Fratze mit den rot geränderten weißglühenden Augen auf sich zukommen.

Blocker packte ihre Pistolenhand und drehte sie ihr auf den Rücken. Sein verbranntes Maul öffnete sich weit.

Es war Vicky nicht möglich, sich von Blockers hartem Griff zu befreien. Sie schlug mit ihrer linken Faust mehrmals in die widerliche schwarze Fratze, erreichte damit aber gar nichts.

Als sie den Mund des Scheusals an ihrer Kehle spürte, glaubte sie vor Angst den Verstand zu verlieren.

***

Wir hörten den Schrei und den Schuß gleichzeitig.

Vicky ist auf Blocker gestoßen! durchzuckte es mich eiskalt. Verflucht, warum ausgerechnet sie? Warum nicht Mr. Silver oder ich?

»Silver!« schrie ich und startete.

Der Ex-Dämon hatte es nicht so weit zu Vicky Bonney wie ich, denn er hatte sich in unserer Mitte befunden. Ich hoffte, daß er rasch genug bei meiner Freundin sein würde, um ihr beistehen zu können.

Oder hatte Vicky das große Glück gehabt, Blocker mit einer geweihten Silberkugel zu treffen und unschädlich zu machen?

Ein markerschütterndes Gebrüll flog über den Friedhof und machte diese Hoffnung zunichte.

Nein, das Monster lebte noch!

Ich jagte über Grabhügel, an Grabsteinen und Grabkreuzen vorbei, auf die Aufbahrungshalle zu. Keuchend erreichte ich einen asphaltierten Weg, der geradewegs auf das Gebäude zuführte.

Ich sah Vicky Bonney, und meine Kehle schnürte sich schmerzhaft zusammen, als ich die Gefahr erkannte, in der sich das Mädchen befand.

Himmel, steh ihr bei!

Mr. Silver erreichte die Stufen in dem Augenblick, als das Ungeheuer meiner Freundin die Kehle aufreißen wollte. Ich schwitzte Blut und Wasser, als ich sah, daß der Ex-Dämon stehenblieb.

Warum lief er nicht weiter? Warum hetzte er nicht zu Vicky hinauf und versuchte sie zu retten? Gab er das Mädchen bereits auf? Das war doch sonst nicht Mr. Silvers Art.

»Silver!« brüllte ich verzweifelt. »Rette sie!«

Und genau das hatte der Ex-Dämon vor. Ich hatte ihm unrecht getan, und ich hätte auch nicht wie verrückt zu schreien brauchen. Der Hüne wußte selbst, was er tun mußte.

Er aktivierte gegen das Ungeheuer seine übernatürlichen Fähigkeiten. Es war nicht nötig, daß er die Treppe hinauf stürmte. Er konnte Vicky Bonney auch auf eine andere Weise beistehen, und das tat er, bevor das Monster zubeißen konnte.

Aus seinen perlmuttfarbenen Augen rasten zwei grellrote Feuerlanzen. Sie stachen in den Körper des Höllenwesens und zerstörten augenblicklich die schwarze Kraft, die sich in ihm befand.

Blocker riß den Kopf zurück. Er ließ Vicky Bonney los und torkelte zwei Schritte zurück. Die Asche, aus der sein schwarzer Körper bestand, wurde plötzlich nicht mehr zusammengehalten.

Das Höllenwesen fiel auseinander, die schwarze Asche rieselte auf die Stufen und verging.

Ich erreichte schwer atmend den Ex-Dämon, lief an ihm vorbei, die Stufen hinauf, zu Vicky Bonney. Sie sank mir zitternd in die Arme.

»Bist du okay?« fragte ich meine Freundin besorgt.

Sie nickte stumm, und als Mr. Silver sich zu uns gesellte, hauchte sie ihm über meine Schulter ein »Danke, Silver!« zu.

Der Hüne lächelte. »Gern geschehen.«

***

»Frank Meax!« knirschte ich, nachdem sich Vicky Bonney einigermaßen von dem Schreck erholt hatte. Wir waren im Begriff, den Friedhof zu verlassen. »Er scheute sich tatsächlich nicht, den Dämonenlaser gegen seinen Freund Sean Blocker einzusetzen.«

»Bestimmt rechnete er damit, daß Blocker dich tötet«, bemerkte Mr. Silver.

»Glücklicherweise lief nicht alles so, wie Meax sich das vorstellte«, sagte ich. Mein Arm lag um Vicky Bonneys Schultern. Ich kann nicht beschreiben, was für ein herrliches Gefühl der Erleichterung ich dabei empfand.

»Meax ist brandgefährlich«, stellte Mr. Silver fest.

»Wem sagst du das.«

»Wir müssen ihn so schnell wie möglich stoppen, Tony.«

»Bin ganz deiner Meinung, aber wo treibt sich der Bursche im Augenblick herum? Wenn wir das wüßten, wäre viel gewonnen.«

»Er hat sein erstes Verbrechen verübt, indem er aus Sean Blocker ein Monster machte«, sagte Mr. Silver. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß er so verrückt ist, nach Hause zu gehen und so zu tun, als wäre alles in Ordnung.«

»Du meinst, er wird untertauchen«, sagte ich.

»Das wäre doch naheliegend«, meinte der Ex-Dämon.

»Vielleicht versteckt er sich in seinem Apartment in Mayfair«, meldete sich Vicky Bonney zu Wort.

Ich nickte. »Nicht übel, der Gedanke. Seine Frau kennt dieses

Versteck wohl kaum. Sie kann also niemanden dorthin schicken. Wir wissen von Sean Blocker, daß Meax seine Waffe gegen seine Feinde einzusetzen gedenkt. Zu dieser Gruppe gehören vor allem seine Geschäftspartner Mel Chase und Randall Haid.«

»Man sollte sie warnen«, sagte Vicky Bonney.

Ich lächelte. »Du nimmst mir das Wort aus dem Mund. Silver und ich werden das gleich in die Hand nehmen.«

»Und was soll ich tun?« wollte meine Freundin wissen.

»Du legst dich in Mayfair auf die Lauer. Sowie Frank Meax auftaucht, verständigst du uns. Du unternimmst aber keinesfalls etwas gegen ihn, solange wir nicht bei dir sind. Ich möchte nicht, daß er dich ebenfalls in ein lebendes Brikett verwandelt.«

»Nimmst du mich ein Stück mit?«

»Ich setze dich an der nächsten U-Bahn-Station ab, ist dir das recht?«

»Einen größeren Gefallen könntest du mir kaum erweisen«, sagte Vicky, und es freute mich, daß sie schon wieder ganz die alte war.

***

Das Mädchen war ein Schmuckstück. Langes, sandfarbenes Haar, Augen mit einem tiefen, unergründlichen Blick – und eine Oberweite, die den Rahmen des Üblichen bei weitem angenehm sprengte.

Ihr Name war Rebecca Lybon, das verriet uns das kleine Metallschild, das auf ihrem großformatigen Schreibtisch stand. Sie war zu mir so freundlich wie zu jedem, der dieses Vorzimmer betrat.

»Mein Name ist Tony Ballard«, sagte ich. Auf den Ex-Dämon weisend, fuhr ich fort: »Das ist Mr. Silver. Wir möchten Mr. Mel Chase sprechen.«

Herrje, hatte sie ein warmes Lächeln. »Sie sind nicht angemeldet, nicht wahr?«

»Leider nein.«

»Mr. Chase ist nicht da, Mr. Ballard.«

»Ist er nur für meinen Freund und mich nicht da, oder befindet er sich wirklich nicht in seinem Büro?«

»Er ist tatsächlich nicht im Haus.«

»Und wie sieht’s mit Mr. Randall Haid aus?«

»Dasselbe.«

»Ich will Ihnen ja nicht auf die Nerven gehen, Miß Lybon, aber es wäre sehr wichtig, daß wir beide Herren so rasch wie möglich sprechen.«

»Wenn Sie mir Ihre Telefonnummer dalassen, arrangiere ich gern einen Termin für Sie, Mr. Ballard.«

»Ich brauche keinen Termin…«

»Ich sehe keine andere Möglichkeit, wie Sie mit Mr. Chase und Mr. Haid zusammenkommen könnten, Sir.«

»Ich schon. Ich wette, Sie wissen, wo sich Ihre beiden Chefs zur Zeit befinden. Wenn Sie mir das verraten, genügt mir das.«

»Tut mir leid, Mr. Ballard, aber das darf ich nicht.«

Ich wies mich aus und ließ einen Teil der Katze aus dem Sack. Natürlich erwähnte ich mit keinem Wort, daß die Gefahr bestand, Chase und Haid könnten sich in Ungeheuer verwandeln. Ich behauptete lediglich, daß den beiden jemand nach dem Leben trachtete.

»Wenn Sie mir nicht die Möglichkeit geben, Ihre Chefs zu warnen, müssen Sie sich vielleicht schon bald nach einem anderen Job umsehen«, sagte ich abschließend, und das wirkte.

Wäre sie danach immer noch nicht bereit gewesen, uns zu sagen, wo sich Chase und Haid befanden, wäre Mr. Silver in Aktion getreten und hätte sie hypnotisiert. So oder so, wir hätten auf jeden Fall erfahren, was wir wissen mußten.

Rebecca Lybon nannte uns die Freizeitanlage, die Chase und Haid aufgesucht hatten.

»Es war sehr umsichtig von Ihnen, nachzugeben, Miß Lybon«, sagte ich, stieß meinen Freund an, und wir verließen das moderne Vorzimmer.

***

Panik stieg in Frank Meax hoch. Sollte er nun ein Opfer jenes Ungeheuers werden, das er geschaffen hatte? So hatte er sich das nicht vorgestellt.

Ein zweiter Treffer riß Meax von den Beinen. Er stöhnte und spurte den süßlichen Geschmack von Blut auf seiner Zunge. Aufgewühlt kroch er über den verfliesten Boden.

Eine Schmerzwelle nach der anderen jagte durch seinen Körper. Er mußte seinen Dämonenlaser wiederhaben. Ohne die Waffe war er dem Scheusal auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Angeschlagen stemmte sich Frank Meax hoch, und als die Bestie ihn erneut attackierte, warf er sich gegen deren Beine. Es gelang ihm, das Monster zu Fall zu bringen.

Sobald Haid auf dem Boden lag, sprang Meax auf und versuchte sich die Waffe zu holen. Daß Haid schon wieder auf den Beinen war, erkannte er zu spät, deshalb traf ihn auch sein Fausthieb völlig Überraschend.

Ächzend fiel Frank Meax in eine der Duschnischen. Er wäre zusammengesackt, wenn er sich nicht an der Mischbatterie festgehalten hätte.

Der Hebel bewegte sich dabei zur Seite, und aus dem Brausekopf rann Wasser auf ihn herab. Er wollte aus der Nische springen, doch davor baute sich das schwarze Monster auf.

Haid packte ihn mit beiden Händen und riß ihn an sich. Meax prallte gegen die Brust des Ungeheuers, und wenn er sie nicht augenblicklich hätte fallen lassen, wäre er im nächsten Moment verloren gewesen, denn Haid wollte seine Arme um das Opfer schlingen.

So aber entglitt Frank Meax dem brutalen Griff. Er wälzte sich hastig von Haid weg und auf seine Waffe zu. In fiebriger Eile steckte er die Hände danach aus.

Das Scheusal zerrte ihn zurück, hieb auf ihn ein, doch Meax gab sich nicht geschlagen. Er wußte, daß der Dämonenlaser seine einzige Rettung war.

Er streckte sich verbissen der Waffe entgegen. Mit zitternden Fingern bekam er sie zu fassen. Auf dem Boden liegend drehte er sich um und richtete den Dämonenlaser auf das schwarze Wesen, ehe es ihn weiter peinigen konnte.

Noch einmal druckte er auf den Knopf – und das tödliche Monster löste sich auf.

Meax brauchte einige Minuten, um sich zu sammeln und zu neuen Kräften zu kommen. Fast hätte er sich mit der Höllenwaffe selbst ein Bein gestellt.

Er mußte lernen, sie besser einzusetzen. Vor allem vorsichtiger mußte er werden, das hatte ihm die heutige Erfahrung deutlich vor Augen geführt.

Seine Kleidung wies dunkle Wasserflecken auf. Er wischte sich mit der Hand über das von Schweiß und Duschwasser nasse Gesicht und merkte, wie er zitterte.

Nervös warf er einen Blick auf seine Uhr. Chase und Haid hatten die Doppelstunde nicht voll ausgenutzt, deshalb waren sie zur Zeit allein hier, aber bald würden weitere Tennisspieler kommen, um zu duschen.

Bis dahin wollte Frank Meax sein Vorhaben ausgeführt haben. Er bemühte sich um Beherrschung, preßte die Kiefer hart zusammen und betrat den Saunaraum.

Mel Chase saß auf einer Holzbank in der Schwitzkammer und hatte keine Ahnung, was sich vor wenigen Augenblicken nebenan ereignet hatte.

Wieder ganz Herr seiner selbst, trat Meax an die Fichtenholztür.

Seine Finger schlossen sich um den Holzgriff, und er riß die Tür kraftvoll auf.

Chase lehnte mit geschlossenen Augen an der Wand. Die Hitze hatte ihm bereits den Schweiß aus den Poren getrieben. Er glaubte, Randall Haid wäre eingetreten, und öffnete träge die Augen.

Dann setzte er sich mit einem Überraschten Ausruf auf. »Frank! Du hier? Sag mal, bist du noch zu retten? Willst du in voller Montur hier mitschwitzen?«

»Nein, Mel, ich bin aus einem anderen Grund hier.«
»Hast du Randall draußen gesehen?«
»Randall gibt es nicht mehr.«
»Was soll denn dieser Schwachsinn bedeuten?«
»Unser guter Freund Randall Haid hat sich aufgelöst. Die Firma gehört nur noch dir und mir, und da ich das Unternehmen für mich allein haben möchte, wirst mir auch du den Gefallen tun, dich aufzulösen.«
»Dir ist anscheinend nicht gut. Natürlich, du siehst ja aus, als hättest du angezogen geduscht.«
»Das ist unwichtig.«
»Du hast einen Dachschaden. Das habe ich immer schon geahnt…« Mel Chase wollte von der Holzbank springen, da hob sein Mörder den Dämonenlaser und drückte ab …

***

Ich setzte meinen Peugeot in eine Parklücke und stieg, aus. Mr. Silver begleitete mich in die Tennishalle. Wir marschierten durch eine Doppeltür, dann gab es rechter Hand einen Tresen, auf dem ein Telefon stand. Ich beugte mich über das Pult und sah einen Stundenplan, der mir vielfarbig entgegenleuchtete. Ein reifes Mädchen brachte Bier an die Tische, ein anderes Girl fragte mich nach meinen Wünschen.
»Mel Chase und Randall Haid«, sagte ich knapp.
»Platz neun«, erwiderte mein Gegenüber wie aus der Pistole geschossen.
Die Gesuchten schienen diesen Platz um diese Zeit für die gesamte Wintersaison gebucht zu haben.
Ich drehte mich um, suchte Platz neun und stellte fest, daß er leer war.
»Auf Platz neun spielt niemand«, sagte ich.
»Dann befinden sich Mr. Chase und Mr. Haid wahrscheinlich bereits in der Garderobe.«
»Würden Sie sie bitte ausrufen?«
»Augenblick.«
Das Mädchen begab sich zum Mikrophon und rief Chase und Haid.
»Danke«, sagte ich und wartete mit Mr. Silver fünf Minuten. Als sich weder Chase noch Haid meldeten, forderte ich Mr. Silver auf, mitzukommen.
Wir begaben uns in die Garderobe, aber da war niemand. Der Ex-Dämon und ich gingen weiter. Duschen, Toiletten – leer. Die nächste Tür führte in die Sauna.
Ich sah ein Handtuch und einen Spindschlüssel mit der Nummer 34. Aber von Chase und Haid fehlte jede Spur. Wir kehrten um. Den

Schlüssel nahm ich mit.

Im Duschraum entdeckte ich einen zweiten Schlüssel. An ihm hing ein schwarzes Plättchen mit der Nummer 38. Ich warf Mr. Silver einen besorgten Blick zu.

»Reimst du dir dasselbe zusammen wie ich?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Ich fürchte ja.«

Wir begaben uns wieder in die Garderobe, und ich schloß Spind 34 und 38 auf. Die Kleider, die darin hingen, gehörten Mel Chase und Randall Haid, das bestätigten die Papiere, die wir in den Taschen fanden.

Da Chase und Haid die Tennishalle nicht unbekleidet verlassen haben konnten, ließ das nur einen Schluß zu: Frank Meax war uns um eine Nasenlänge voraus gewesen.

»Er ließ die Gesellschafter verschwinden, löschte sie mit dem Dämonenlaser aus«, sagte Mr. Silver.

Wir fanden im Restaurant zwei Personen, die einen Mann beschrieben, der mit nasser Kleidung die Garderobe verlassen hatte.

Die Beschreibung paßte auf Meax. Wenn es noch Zweifel gegeben hätte, wären sie damit ausgeräumt worden.

»Er arbeitet sehr schnell«, knurrte Mr. Silver. »Zuerst Sean Blocker, jetzt Chase und Haid…«

Ich nickte mit finsterer Miene. »Ja, Silver, er läßt wirklich nichts anbrennen, und das beunruhigt mich sehr. Ich wollte, ich wüßte, wo er als nächstes zuschlägt.«

***

Meax fuhr am Themseufer entlang. Er hielt sich an die Verkehrsvorschriften und lenkte seinen Wagen so unauffällig wie möglich. Er dachte an Sean Blocker, der in der Stadt möglicherweise schon für einiges Aufsehen gesorgt hatte.

Deshalb schaltete Meax das Autoradio ein. Er wollte auf dem laufenden sein und hören, was sein Monster inzwischen angerichtet hatte.

Zur Zeit lief Musik, aber bis zur nächsten Nachrichtensendung fehlten nur ein paar Minuten, deshalb ließ Meax das Radio an. Der Sieg, den er letztlich doch noch über Randall Haid errungen hatte, gab ihm mächtig Auftrieb.

Bei Mel Chase war er dann schon vorsichtiger gewesen, denn er hatte erfahren müssen, daß er den Höllenkreaturen, die er schuf, keine Befehle erteilen konnte. Sie waren auch für ihn eine Gefahr, deshalb hatte er bei Mel Chase nicht lange gefackelt. Ihn hatte er gleich zweimal mit dem Dämonenstrahl getroffen und damit vernichtet.

Nun war sein Ziel erreicht; die Firma gehörte nur noch einem, und

der hieß Frank Meax. Das bedeutete, daß die Gewinnausschüttung in Zukunft nicht mehr durch drei geteilt zu werden brauchte.

Wer auch immer den Verdacht hegen sollte, Frank Meax hätte mit dem Verschwinden seiner Geschäftspartner zu tun, würde es nicht beweisen können, und wer nichts beweisen kann, ist gezwungen, den Mund zu halten.

Meax blinkte links, achtete auf die Fußgänger und bog ab, sobald der Zebrastreifen frei war.

Die Musik endete, der Radiosprecher begann mit den Nachrichten.

Meax drehte lauter. Es war die Rede von ausgedehnten Transporterblockaden in Frankreich, Terroranschlägen in Belfast und so weiter – aber das, was Meax zu hören hoffte, kam nicht über den Sender.

Frank Meax vertröstete sich auf die nächsten Nachrichten und drehte das Radio ab.

***

Wir fuhren nach Mayfair. Vicky Bonney stieg zu uns in den Wagen und meldete: »Keine besonderen Vorkommnisse.«

Sie zeigte uns das Haus, in dem sich Frank Meax’ Apartment befand. Zu seiner Wohnung gehörten drei Fenster im dritten Stock.

»Alle drei brauchen wir hier aber nicht zu warten«, bemerkte Mr. Silver. Er wandte sich an Vicky. »Wenn du möchtest, kannst du nach Hause fahren.«

»Du willst mich loswerden?«

»Du hast genug getan. Den Rest besorgen Tony und ich.«

Vicky sträubte sich wider Erwarten nicht, sondern nahm das Angebot an. Sie schien müde zu sein, und wahrscheinlich steckte ihr der Kampf mit dem Monster doch noch tiefer in den Knochen, als sie es sich anmerken ließ.

Der Ex-Dämon hatte noch einen Vorschlag. »Fahr Vicky nach Hause, Tony«, sagte er zu mir. »Anschließend würde ich mich an deiner Stelle noch einmal mit Anne Meax unterhalten. Erstens muß sie erfahren, wie gefährlich ihr Mann geworden ist, und zweitens ist nicht mit absoluter Sicherheit auszuschließen…«

»Daß er heimkommt?« sagte ich. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß er so unvorsichtig ist.«

»Er hält sich mit dem Laser doch bestimmt für unbezwingbar. Vielleicht baut er darauf und fordert eine Konfrontation heraus. Es kann nicht schaden, wenn Anne Meax das Haus vorübergehend verläßt und erst dann wieder zurückkehrt, wenn wir Meax unschädlich gemacht haben.«

»Ich hoffe, das wird bald geschehen!«

Mr. Silver stieg aus, ich startete den Motor und fuhr los.

Nachdem ich Vicky Bonney daheim abgesetzt hatte, begab ich mich zu Anne Meax. Ich war natürlich wieder willkommen.

Im Living-room sagte ich dann: »Ich habe Ihnen einige unerfreuliche Dinge zu erzählen, Anne.«

»Über meinen Mann?«

»Ja. Bitte setzen Sie sich.«

Sie ließ sich auf eine Couch fallen, und ich überlegte mir genau, womit ich beginnen sollte. Vorsichtig berichtete ich ihr dann von meinen Erlebnissen.

Sie erfuhr zunächst nur, daß Sean Blocker, Mel Chase und Randall Haid nicht mehr lebten. Auf welche Weise sie ums Leben gekommen waren, behielt ich noch für mich.

Anne musterte mich gespannt. »Und Sie verdächtigen Frank…«

Ich nickte. »Ihr Mann wurde zum Mörder, Anne…«

Sie biß sich auf die Unterlippe. »Das… das ist ja schrecklich …«

»Ihr Mann machte eine verhängnisvolle Erfindung. Er entwickelte eine Laserwaffe, aber das allein genügte ihm nicht. Er beschwor den Teufel, ihm zu helfen. Sie haben die magischen Zeichen unten im Keller gesehen.«

Mit großen, ungläubigen Augen sah mich die Frau an. »Ich kann nicht glauben, was Sie mir erzählen, Tony.«

»Es ist die Wahrheit. Wenn Sean Blocker noch am Leben wäre, könnte er jedes Wort bestätigen, denn er war schließlich dabei.«

Anne Meax verschränkte die zitternden Finger. »Im Keller dieses Hauses… O mein Gott.«

»Frank verlangte von der Hölle, sie solle das Herzstuck der Laserwaffe, einen kirschgroßen Rubin, mit höllischen Kräften versehen, und der Bote des Teufels hat seinen Wunsch erfüllt.«

»Es ist zuviel«, ächzte Anne. »Ich bin völlig verwirrt, Tony. Ich kann das alles nicht verstehen. Wie kann ein Mensch nur… die Hölle …«

»Ich weiß, daß es unglaublich klingt, aber es ist leider möglich. Man muß nur die richtigen Beschwörungsformeln kennen. Mit seiner Höllenwaffe ist Ihr Mann ungemein gefährlich«, sagte ich. »Er setzte sie zum erstenmal gegen einen der beiden Gibbons ein.« Ich erzählte, welche furchtbare Verwandlung der kleine Affe durchgemacht hatte.

»Es… es ist unvorstellbar«, murmelte Anne fassungslos.

»Sean Blocker war dabei. Dieses Erlebnis schockte und erschütterte ihn so sehr, daß er im Alkohol Vergessen suchte, und das war ein Fehler, der ihn das Leben kostete. Blocker hielt nicht den Mund. Damit zog er sich Franks Zorn zu.«

»Mein Mann setzte die Waffe gegen Sean Blocker so ein wie gegen den Gibbon?« fragte Anne Meax erschüttert.

Ich nickte und sprach mit sorgfältig gewählten Worten über die Folgen. Anne schlug die Hände vors Gesicht. Ich hatte Verständnis für

ihre tiefe Betroffenheit.

Sie befand sich in einem großen Zwiespalt. Einerseits wollte sie mir all diese Ungeheuerlichkeiten nicht glauben, andererseits aber sagte sie sich wahrscheinlich, daß ich absolut keinen Grund hatte, sie zu belügen.

Zum erstenmal ging ich näher auf meinen Job ein. Daß ich Privatdetektiv war, wußte sie, aber sie hatte keine Ahnung, worauf ich mich spezialisiert hatte.

Als ich darüber redete, schüttelte sie noch verblüffter den Kopf.

Ich sprach über Mel Chase und Randall Haid, die Meax meines Erachtens mit zwei Laserimpulsen für immer zum Verschwinden gebracht hatte.

»Ihr Mann sagte Blocker, er würde seine Waffe gegen alle seine Feinde einsetzen. Blocker, Chase und Haid leben nicht mehr. Können Sie mir weitere Namen nennen?«

Anne Meax verneinte meine Frage, stand auf und nahm sich einen Drink. Mir brachte sie einen Pernod mit. Erschüttert setzte sie sich wieder.

»Was wird weiter geschehen, Tony?« fragte sie mit belegter Stimme.

Ich erwähnte das Apartment in Mayfair. Anne hatte keine Ahnung davon. »Mein Freund hat dort Posten bezogen«, sagte ich.

»Wenn Ihr Mann auftaucht, schnappt die Falle zu.«

»Er… er könnte aber auch nach Hause kommen.«

»Deshalb bin ich hier«, erklärte ich. »Haben Sie die Möglichkeit, für 48 Stunden bei Freunden unterzukommen?«

»Glauben Sie, daß Sie Frank in dieser Zeit erwischen können?«

»Ich hoffe es«, sagte ich.

Anne trank ihren Scotch. »Und Sie, Tony?«

»Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier.«

»Haben Sie keine Angst, daß Frank Sie zu einem Ungeheuer machen könnte?«

»Es gehört zu meinem Beruf, solche Risiken auf mich zu nehmen.«

Anne begab sich ins Obergeschoß, packte einige Sachen in ihre Reisetasche und kehrte zu mir zurück.

»Fertig?« fragte ich.

»Ja.«

»Wo werden Sie unterkommen?«

»Ich rufe Sie morgen an. Bestellen Sie mir jetzt ein Taxi? Ich bin so durcheinander, daß ich nicht selbst fahren kann.«

Fünf Minuten nach meinem Anruf fuhr das Taxi vor. Anne schaute mir ernst in die Augen.

»Es ist eine seltsame Situation, Tony. Ich wünsche Ihnen Glück, damit Sie meinen Mann unschädlich machen.«

»Er ist zu einer Bedrohung für seine Mitmenschen geworden.«

»Nie hätte ich mir das träumen lassen, als ich ihn heiratete.«

»Niemand weiß, wie sich der Partner im Laufe der Zeit entwickelt. Eine Heirat birgt immer ein gewisses Risiko in sich.«

Anne Meax verließ das Haus. Ich sah zu, wie sie einstieg, und als das Taxi abfuhr, schloß ich die Tür. Nun befand ich mich allein in dem Haus, in dem sich erst kürzlich mein Erzfeind Atax aufgehalten hatte.

Ich wollte, ich wäre an Stelle von Sean Blocker dabei gewesen, dachte ich grimmig, und meine Hand tastete nach dem Dämonendiskus, der an meiner Halskette hing.

***

Charlie Yates war ein großer, blonder, gutaussehender Bursche, immer gut gelaunt, zu allen Kunden freundlich. Ihm gehörte zusammen mit seiner Schwester in Westminster eine Imbißstube.

Er lachte und scherzte mit einem Fernfahrer, als Anne Meax eintrat. Ein Blick in ihr Gesicht verriet ihm, daß es eine Katastrophe gegeben hatte.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte er zum Fernfahrer, band die Schürze ab und eilte zu Anne.

»Was ist passiert?« wollte er wissen.

»Bisher hatten wir nur unseren Spaß zusammen, Charlie«, sagte Anne kleinlaut. »Wir hatten keinerlei Verpflichtungen… Aber nun brauche ich deine Hilfe.«

Yates wies auf die Reisetasche. »Hat dein Mann dich auf die Straße gesetzt?«

»Schlimmer«, seufzte Anne Meax. »Viel schlimmer. Darauf kommst du nie. Kann ich auf dich zählen?«

Yates nahm ihr die Reisetasche ab. »Du weißt, daß du mit allen Problemen zu mir kommen kannst. Das sagte ich dir bereits mehrmals. Was hat dein Mann getan?«

Sie schüttelte unglücklich den Kopf. »Das läßt sich nicht so einfach erklären, Charlie. Dafür bedarf es vieler Worte, und selbst dann bin ich nicht sicher, daß du mir glauben wirst.«

Yates lachte knapp. »Das hört sich ja reichlich mysteriös an.«

»Es ist so entsetzlich, daß ich selbst immer noch nicht ganz begreife.«

»Paß auf, ich sage meiner Schwester, daß ich dringend weg muß, dann fahren wir zu mir und reden in Ruhe über alles, okay?«

Sie streichelte mit zitternder Hand über seine Wange und sagte mit Tränen in den Augen: »Ich wußte, daß du mehr als nur ein Freund bist, Charlie.«

Er stellte die Reisetasche auf einen Stuhl, bat Anne, einen Augenblick zu warten, begab sich in die Küche, und als er wiederkam, war alles erledigt; sie konnten gehen.

Während der Fahrt sprach Anne kein Wort, sie knetete nur

fortwährend ihre Finger, ein Zeichen dafür, daß sie sehr nervös war. In ihrem Kopf herrschte ein heilloses Durcheinander.

Bisher hatte sie das Leben immer von der heiteren Seite genommen, doch sie glaubte kaum, daß ihr das noch einmal gelingen würde. Der Schock, die Angst hatten sie verändert. Würde sie nie wieder fröhlich und unbeschwert sein, nie mehr herzlich lachen können?

Das Haus, in dem Charlie Yates wohnte, war nicht groß, aber es gehörte ihm und war besser als eine Wohnung. Es gab einen kleinen Garten mit Zierhecken, die in der warmen Jahreszeit herrlich blühten. Eine Trauerweide spendete an heißen Tagen kühlen Schatten.

»Wovor immer du Angst hast, Anne«, sagte Yates lächelnd, »hier bist du sicher. My home is my castle.«

Das Haus war mit Möbeln der gehobenen Mittelklasse eingerichtet. Yates hatte jedes Stück selbst ausgesucht und bewies damit, daß er einen guten Geschmack hatte.

Er öffnete die verspiegelte Bar und goß Wermut in zwei Gläser.

Mit den Drinks begab er sich zu Anne und setzte sich zu ihr.

»So«, sagte er sanft. »Und nun erzähle. Wir haben jede Menge Zeit.«

Doch das war ein Irrtum. Im gleichen Augenblick tauchte Frank Meax an einem der Fenster auf, und dann sah Anne einen Lichtpunkt auf der Stirn ihres Freundes!

***

»Neiiin!« kreischte sie entsetzt, denn sie wußte von Tony Ballard, was dadurch ausgelöst wurde.

Und da passierte es auch schon!

Charlie Yates, der Mann, bei dem sie Schutz gesucht hatte, verwandelte sich in ein grauenerregendes, gefährliches Monster. Anne hatte nicht gewußt, daß ihrem Mann diese Beziehung bekannt war, sonst hätte sie bei Charlie niemals Zuflucht gesucht.

Doch nun war es zu spät…

Zu spät für alles. Zu spät für die Reue, zu spät, den Fehler zu korrigieren… Zu spät! Zu spät! Diese beiden Worte hallten überlaut in Annes Kopf.

Sie sprang auf, schüttete der schwarzen Bestie den Wermut in die verkohlte Fratze, fuhr herum und wollte fliehen. Ein Fausthieb warf sie über die Rückenlehne eines Sessels. Das Zimmer drehte sich vor ihren entsetzensstarren Augen. Sie rappelte sich hastig wieder hoch.

Auf einer Kommode stand ein faustgroßer Elefant aus schwarzem Marmor. Anne Meax griff danach und brachte den Mut auf, damit mehrmals auf Charlie Yates einzuschlagen.

Doch kein einziger Treffer vermochte der Bestie etwas anzuhaben.

Yates packte Anne und riß sie an sich. Sein schwarzes Maul öffnete sich, und dann spürte sie den schmerzhaften Biß.

Gequält schrie sie auf. Wie sie es schaffte, freizukommen, wußte sie nicht. Sie bemerkte lediglich, daß Charlie sie nicht mehr festhielt, und sofort ergriff sie die Flucht.

Zur Haustür war es zu weit; die Kellertür war näher. Anne Meax warf hinter sich alles um und hoffte, daß Charlie darüber stolperte und fiel, wenn er ihr folgte.

Atemlos erreichte Anne die Kellertür, schlug auf die Klinke, stieß die Tür auf, blieb auf der zweiten Stufe der Treppe stehen, warf die Tür zu und schob den Riegel vor.

Charlie Yates brüllte und hämmerte wütend mit den Fäusten gegen das Holz. Anne stieg Stufe um Stufe weiter hinunter.

Die panische Angst drohte ihr die Besinnung zu rauben. Schluchzend grub sie ihre Zähne in die Faust.

Wie ein Berserker tobte das Ungeheuer. Das Holz der Kellertür knirschte und krachte. Lange würde es den kraftvollen Attacken des schwarzen Monsters nicht mehr standhalten. Was dann?

Anne Meax erreichte das Ende der Kellertreppe. »Ich… kann … nicht mehr … Ich … kann … nicht mehr!« stieß sie zitternd hervor.

Langsam sank sie zu Boden. Es war ihr nicht möglich, die Flucht fortzusetzen. Sie gab auf, hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen und zu versuchen, sich in Sicherheit zu bringen.

Sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

Oben versetzte das schwarze Scheusal der Tür einen neuerlichen Tritt, der Riegel brach, die Tür flog auf, und breitbeinig stand das Höllenwesen im Rahmen.

Ein dumpfes Knurren ausstoßend, setzte sich der schwarze Killer in Bewegung. Er stampfte die Stufen herunter.

Anne senkte den Blick. Sie wollte das Scheusal nicht auf sich zukommen sehen.

Ich habe vieles in meinem Leben falsch gemacht, dachte sie, zitternd vor Todesangst. Aber mein größter Fehler war es, Frank Meax zu heiraten.

Das Monster erreichte sie, und sie wurde auf einmal ganz ruhig.

Sie hatte keine Angst mehr, zitterte nicht mehr, fühlte überhaupt nichts mehr. Es gelang ihr sogar, den Kopf zu heben und dem Scheusal in die glühenden Augen zu sehen, und sie nahm den Tod entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Plötzlich spürte die Bestie, daß noch ein Mensch im Raum war. Yates drehte sich blitzschnell um und entdeckte Frank Meax, der in der Mitte der Kellertreppe stand und zufrieden grinste.

»Du hast die Aufgabe, die ich dir zudachte, ausgezeichnet erfüllt«, sagte Meax höhnisch. »Du warst nicht nur der Liebhaber meiner Frau, sondern bist nun auch ihr Mörder.«

Yates knurrte feindselig und duckte sich zum Sprung. Er wollte auch

Meax töten, doch davor wußte dieser sich zu schützen. Als Yates hochschnellte, betätigte er den Abzug seiner starken Höllenwaffe, und das Monster war erledigt.

Ein eiskaltes Grinsen verzerrte Meax’ Züge. Er hielt sich für unbezwingbar. Aber die Abrechnung war noch nicht zu Ende. Blocker, Haid, Chase, Yates, Anne – die Totenliste konnte sich sehen lassen.

Das alles hatte er an einem einzigen Tag geschafft!

Weitere Opfer sollten in den kommenden Tagen sterben. Für heute reichte es Frank Meax. Er wollte eine kleine Pause einlegen.

Unbemerkt verließ er Yates’ Haus und steuerte ein nahe gelegenes Motel an. Im Restaurant aß er ausgiebig zu Abend, und hinterher war er zu träge, um in den Wagen zu steigen und heimzufahren.

Er nahm sich ein Zimmer und verbrachte die Nacht dort. Am nächsten Morgen ließ er sich das Frühstück und die Zeitung ans Bett bringen.

Erregt blätterte er das Journal durch. Eigentlich hätte man über Blocker auf der Titelseite berichten müssen, doch dort war mit keiner Zeile über ein schwarzes Monster geschrieben, das mordend durch London zog.

Auch Tony Ballards Leiche hatte niemand entdeckt. Dafür war aber Annes Leiche gefunden worden, und Meax lachte das Herz im Leibe, als er las, daß die Polizei vor einem Rätsel stehe.

Nachdem man Annes Leiche in Charlie Yates’ Haus gefunden hatte, ergaben die Ermittlungen der Polizei folgendes: Erst einmal, daß Yates unauffindbar war, was ihn der Tat dringend verdächtig machte. Zweitens, daß Frank Meax, seine Geschäftspartner Mel Chase und Randall Haid sowie sein Freund Sean Blocker ebenfalls verschwunden waren.

Man nahm an, daß Charlie Yates’ Tat und das Verschwinden der vier Menschen in Zusammenhang standen. In welchem Zusammenhang jedoch – das konnte man sich nicht erklären. Der einzig Verdächtige jedenfalls war Yates, und auf ihn konzentrierte man sich.

Hatte er noch weitere Morde auf dem Gewissen? Erklärte das das Verschwinden der anderen Personen?

Eine Großfahndung lief bereits.

Man suchte Charlie Yates, den Mörder. Damit jedermann wußte, wie er aussah, brachte die Zeitung sein Bild.

»Ich lach’ mich kaputt!« rief Frank Meax begeistert aus und klatschte vergnügt in die Hände. War das ein Spaß!

***

An dem Zeitungsbericht war ich nicht unbeteiligt. Als zwei Polizeibeamte mich in Frank Meax’ Haus antrafen, mußte ich ihnen reinen Wein einschenken. Die Nachricht von Anne Meax’ Tod war für

mich ein schmerzhafter Tiefschlag. Ich legte meine Karten offen auf den Tisch, und damit man mir glaubte, schaltete ich Tucker Peckinpah hinzu, denn nur so war gewährleistet, daß ich meinen Job ungehindert weiterführen konnte.

Um Meax in Sicherheit zu wiegen – wir konnten sicher sein, daß er einen Blick in die Zeitung warf – brachte man Charlie Yates mit sämtlichen Verbrechen in Zusammenhang.

Ich konnte mir vorstellen, wie sehr das Meax amüsierte, und ich hoffte, daß ihn das bald aus der Versenkung hochsteigen ließ. Sein Haus wurde ab sofort von der Polizei observiert. Sollte er dort eintreffen, würde man mich benachrichtigen. Tucker Peckinpah hatte dafür gesorgt, daß mir die Polizei in diesem Fall eine Sonderstellung einräumte. Da wir alle das selbe Ziel erreichen wollten, war das nur vernünftig.

Ich begab mich auf Abruf nach Hause, und tags darauf fuhr ich nach Mayfair, um nach Mr. Silver zu sehen, der seinen Posten noch nicht verlassen hatte.

Mein Bericht machte ihn wütend. »Verdammt, da stehe ich mir hier die Beine in den Bauch, während er sich ganz woanders herumtreibt.«

»Wir kriegen ihn«, sagte ich zuversichtlich.

»Ja, aber wann? Wie viele Menschen wird er mit seiner verfluchten Waffe noch töten?«

»Das weiß ich nicht, Silver, aber am Ende wird er die Rechnung bezahlen.«

Ein Wagen bog um die Ecke. Mr. Silver packte mich und riß mich in eine Haustornische. Der Wagen stoppte, und Frank Meax stieg aus. Er betrat das Gebäude, in dem sich ein Apartment befand, und ich sagte lächelnd zu meinem Freund: »Hast du noch einen Grund, dich zu beklagen?«

Der Ex-Dämon kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen.

»Nein«, brummte er. »Jetzt nicht mehr.«

***

Ungeahnte Aspekte eröffneten sich Frank Meax. Die Polizei vermutete, er wäre Charlie Yates ebenfalls zum Opfer gefallen, und er beabsichtigte, sie eine Weile in diesem Glauben zu lassen. Inzwischen mußte er sich eine glaubhafte Geschichte einfallen lassen. Da Yates nie mehr auftauchen würde, konnte ihm Meax in die Schuhe schieben, was er wollte. Er durfte nur nicht zu dick auftragen, und das Lügengebilde mußte gut und gründlich durchdacht sein.

In seinem Apartment würde er dafür Zeit und Muße finden.

Er schloß die Tür auf und trat ein. Vergnügt pfeifend begab er sich ins modern eingerichtete Wohnzimmer und nahm sich zur Feier des noch jungen Tages einen großen Whisky.

Als er das Glas an die Lippen setzte, hatte er plötzlich ein eigenartiges Kribbeln zwischen den Schulterblättern. Irgend etwas irritierte ihn. Befand er sich etwa nicht allein im Apartment?

Argwöhnisch drehte er sich um, und im selben Moment zog er die Luft geräuschvoll ein. Da war tatsächlich jemand! Ein Kerl, der nicht in dieses Jahrhundert paßte.

Er trug hohe Schaftstiefel und braune Lederkleidung. Wild wucherndes Haar stand struppig von seinem Kopf ab, und er trug einen Vollbart, der ihn erschreckend grimmig aussehen ließ.

Etwas warnte Frank Meax vor diesem bärtigen Fremden. Sieh dich vor! raunte ihm eine innere Stimme zu. Er ist gefährlich!

Der Unbekannte starrte Meax durchdringend an. Der grausame Ausdruck, der sich um seine Lippen kerbte, war nur in vagen Ansätzen erkennbar.

»Verdammt, wer sind Sie? Was haben Sie in meinem Apartment zu suchen!« schrie Meax aufgebracht. »Wie kommen Sie hier rein?«

»Einfach durch die Tür.«

»Es war abgeschlossen.«

Der Fremde winkte ab. »Das war für mich kein Problem.«

Meax dachte an den Dämonenlaser, den er in der Innentasche seines Jacketts trug. »Mann, wenn Sie nicht auf der Stelle verschwinden, können Sie Ihr blaues Wunder erleben.«

Er hätte sich bestimmt anders verhalten, wenn er gewußt hätte, mit wem er es zu tun hatte. Der Bärtige war Stockard Ross, der sich um 1700 als grausamer Hexenjäger, Inquisitor und Henker einen weithin gefürchteten Namen gemacht hatte!

»Ich habe mit dir zu reden!« sagte der Hexenjäger mit zwingendem Blick. »Du stehst vor Stockard Ross. Einem Dämon wie mir wäre es leicht, dich zu töten.«

Meax musterte den Bärtigen ungläubig. »Und was willst du von mir?« fragte er lauernd.

»Ich erfuhr von Atax, daß du im Besitz einer gefährlichen Waffe bist.«

»Das ist richtig. Atax verstärkte den Rubin meines Lasers mit schwarzen Kräften.«

»Ich möchte diese Waffe haben!« sagte Stockard Ross energisch. Er schlug keinen Tausch oder ein Geschäft vor, forderte die Waffe einfach, und das ließ Frank Meax’ Zorn erwachen.

»Ich muß mich wohl verhört haben!« schnarrte er. »Was willst du?«

»Ich habe laut und vernehmlich gesprochen!« sagte der dämonische Hexenjäger.

»Die Waffe gehört mir; ich trenne mich nicht von ihr!« schrie Meax aufgebracht. »Du hast kein Recht, sie zu verlangen!«

»Sie wird ihre Kraft in meinen Händen besser entfalten als in den

deinen!« erwiderte Stockard Ross. »Ich bin nicht gewillt, mit dir zu diskutieren! Die Entscheidung ist gefallen, du hast sie zu akzeptieren.«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann stirbst du. So einfach ist das!«

Meax starrte den dämonischen Hexenjäger haßerfüllt an. Er dachte nicht daran, sich von seiner Waffe, die ihn stark und mächtig machte, zu trennen.

Wenn es nicht anders ging, würde er den Höllenlaser auch gegen Stockard Ross einsetzen. Er glaubte, daß die Energiekonzentration hoch genug sein würde, um auch Ross zu schaden.

»Her mit der Waffe!« forderte Stockard Ross schneidend und streckte die Hand aus.

»Du machst einen Fehler!« warnte ihn Frank Meax. Sein Puls raste.

Würde es ihm gelingen, den Dämon zu überrumpeln?

»Gehorche endlich!« herrschte Stockard Ross ihn an.

Ein dünner Schweißfilm legte sich auf Frank Meax' Stirn. Der Dämonenlaser gehörte ihm, und er war fest entschlossen, ihn zu behalten.

Wenn hier einer stirbt, dann bist du das! dachte Meax zornig. Der Laser schafft dich. Gleich wirst du es bereuen, zu mir gekommen zu sein!

Meax' Hand glitt ins Jackett.

»Keine rasche Bewegung!« warnte der dämonische Hexenjäger.

»Du ziehst die Waffe nur mit zwei Fingern heraus!«

Den Teufel werde ich! dachte Meax zornig. Du hast mir keine Befehle zu geben, Stockard Ross.

Er zog die Waffe aus dem Jackett, zuerst ganz langsam, wie Ross es verlangt hatte. Aber dann umschlossen seine Finger das zylindrische Ding, und Frank Meax setzte die tödliche Waffe sofort ein.

Aber Stockard Ross war schneller. Meax hatte sein Mienenspiel nicht unter Kontrolle, deshalb fiel es dem dämonischen Hexenjäger nicht schwer, rechtzeitig zu reagieren.

Ross verwandelte sich in Sekundenschnelle in eine riesige Hyäne, die sich mit gefletschten Zähnen auf Meax stürzte, ehe er die Waffe noch auf den Gegner gerichtet hatte.

Das Hyänenmaul klaffte auf, und die Reißzähne hieben zu. Frank Meax brüllte laut auf, und Augenblicke später brach er zusammen.

***

Es wäre nicht nötig gewesen, daß mir Mr. Silver zu großer Vorsicht riet, denn ich kannte die Gefährlichkeit des Dämonenlasers, hatte aus nächster Nähe mitbekommen, wie entsetzlich die Waffe wirkte, und war nicht erpicht darauf, ein Ende wie Sean Blocker zu nehmen.

Wir erreichten den dritten Stock, orientierten uns kurz und steuerten

dann eine glatte Mahagonitür an.

Der Ex-Dämon baute sich vor der Tür auf, und ich wollte läuten.

Da vernahmen wir ein markerschütterndes Gebrüll.

»Meine Güte, was ist da drinnen los, Silver?« stieß ich erschrocken hervor.

Hatte es im Apartment einen Unfall mit dem Laser gegeben? War Meax vom vernichtenden Strahl seiner eigenen Waffe getroffen worden?

Mich durchzuckten noch ein paar solcher Gedanken, während Mr. Silver mit einem Magieschlag das Türschloß aufsprengte. Er rammte die Mahagonitür zur Seite und stürmte in die Wohnung.

Mit schußbereitem Revolver folgte ich dem Hünen. Wir gelangten in den Living-room, und dort drehte sich mein Magen um. Auf dem Boden lag ein schwerverletzter Mensch.

An der Kleidung erkannte ich, daß es sich um Frank Meax handelte. Er lag in einer großen Blutlache, und Blutspritzer waren an den Wanden und an den Möbeln.

Mr. Silver blieb nicht bei Meax; er suchte den, der ihn so zugerichtet hatte.

Hastig lief er von einem Raum zum andern, während ich mich über Meax beugte und gegen eine hochsteigende Übelkeit ankämpfte.

Es war kaum zu fassen; der Mann lebte noch!

Die Lippen bewegten sich, und ich hörte undeutlich meinen Namen.

»Wer war hier, Meax?« fragte ich eindringlich. »Wer hat Sie überfallen?«

Er wollte es sagen, doch er mußte husten.

»Wo ist der Laser?« fragte ich.

»W-e-g…«

»Wer hat Ihnen die Waffe geraubt, Meax? Wer? Sagen Sie mir seinen Namen!«

Die blutenden Lippen formten etwas, und dünne Hauchlaute drangen mir entgegen.

»… o … a … o-s-s« Das glaubte ich zu hören, dann ging ein konvulsivisches Zucken durck Meax’ Körper, und er hauchte seine Seele aus.

Mr. Silver kehrte zurück. »Ist er tot?«

»Ja.«

»Das Apartment ist leer.«

»Meax sieht aus, als wäre er das Opfer eines Werwolfs geworden.«

»Am hellichten Tag?«

»Jedenfalls hat das kein Mensch getan«, stellte ich fest. »Dafür spricht auch die Tatsache, daß du in der Wohnung niemanden gefunden hast.« Ich nannte die Buchstaben, die ich von Frank Meax gehört zu haben glaubte.

»Wer immer das ist«, knurrte Mr. Silver mit zusammengezogenen Silberbrauen, »er hat nun die gefährliche Waffe.«

»Der Dämonenlaser in der Hand eines Schwarzblütlers«, sagte ich schaudernd. »Das ist unvergleichlich schlimmer.«

»Da hast du leider recht«, bestätigte mir der Ex-Dämon.

Ich begab mich zum Telefon, um meiner Pflicht nachzukommen, die Polizei zu verständigen.

Anschließend telefonierte ich mit Tucker Peckinpah. »Gratuliere, Tony«, sagte der Industrielle, nachdem ich geendet hatte.

»Wozu?« fragte ich.

»Der Fall ist mit Frank Meax' Tod abgeschlossen.«

»So sehe ich das leider nicht, Partner, denn es existiert immer noch der Dämonenlaser.«

»Wie ich die Sache sehe, hat sich die Hölle die Waffe geholt; ich meine natürlich ein Vertreter der schwarzen Macht.«

»Na schön, und denken Sie, er wird den Laser nicht benützen?«

»Es gibt so viele Welten. Ihnen brauche ich das doch nicht zu sagen, Tony. Der Laser kann ganz woanders zum Einsatz kommen. Es wäre auch denkbar, daß er in der Vergangenheit auftaucht – oder in der Zukunft. Wenn wir Glück haben, hören wir nie wieder von dieser schrecklichen Waffe.«

»Das ist für mich kein Trost«, sagte ich. »Solange der Dämonenlaser nicht vernichtet ist, sitzt das wie ein glühender Dorn in meinem Fleisch.«

»Seien Sie mit dem froh, was Sie erreichten«, riet mir der Industrielle und legte auf.

Der Fall war abgeschlossen, aber in meinem Mund blieb ein verdammt bitterer Geschmack zurück.

***

Ich tippte kurz auf die Hupe, doch nicht Marra, die weiße Hexe, erschien, sondern Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Gründer des

»Weißen Kreises.«

Außer mir saßen Vicky Bonney und Mr. Silver im Peugeot. Daryl kam zu uns, grüßte und sagte: »Marra ist gleich fertig.«

»Es hieß 19 Uhr 30«, sagte ich. »Und es ist 19 Uhr 30.«

»Sie möchte heute abend besonders schön sein«, entgegnete Daryl Crenna. »Schließlich will sie auf Vicky Bonney und Mr. Silver einen guten Eindruck machen. Wollt ihr nicht reinkommen und drinnen auf sie warten?«

»Lieber nicht«, sagte ich schmunzelnd. »Sonst läßt sich Marra noch mehr Zeit.«

»War sehr leichtsinnig von ihr, uns zum Dinner einzuladen«, sagte Mr. Silver grinsend.

»Hast du nicht ein Stück altes Brot für ihn, damit sich sein Appetit in Grenzen hält?« fragte ich den Mann aus der Welt des Guten amüsiert.

Wir vernahmen trippelnde Schritte, und dann erschien Marra. Sie war eine Wucht. Sie trug ein Kleid aus weißer Seide, das sie ungemein anziehend machte. Das kupferfarbene Haar floß in weichen Wellen sanft auf die Schultern, die von einem weißen Pelzcape bedeckt waren.

Ich stieg aus und begrüßte sie. Sie umarmte mich und küßte mich auf die Wangen.

»Vorsicht, Vicky sieht zu«, sagte ich grinsend.

»Tut mir leid, daß ihr warten mußtet«, sagte Marra. »Ich gelobe, mich zu bessern.«

Ich machte sie mit Vicky Bonney und Mr. Silver bekannt. Sie setzte sich neben den Ex-Dämon, Daryl Crenna wünschte uns einen unterhaltsamen Abend, ich schwang mich wieder hinter das Lenkrad und brauste los.

Wir aßen in einem erstklassigen Restaurant am Trafalgar Square.

Vicky Bonney und Mr. Silver verstanden sich auf Anhieb mit der schönen Marra, und es wurde der wundervollste Abend seit langem. Er ließ mich sogar die Enttäuschung darüber, daß es uns nicht gelungen war, den Dämonenlaser zu vernichten, vergessen.

Die Stimmung war großartig, locker und gelöst. Nach zwei Stunden schlug ich vor, eine Bar aufzusuchen, die sich »Rote Hölle«
nannte.

Niemand hatte etwas dagegen. Marra verlangte die Rechnung, und ich setzte gleich fest, daß alles, was von nun an konsumiert werden würde, auf meine Rechnung ging.

»Na schön, einverstanden«, sagte Marra lachend.

Als wir das Restaurant verließen, hängte sich Vicky Bonney links bei mir ein und Marra rechts, was Mr. Silver – natürlich – als ungerecht empfand.

Er sagte das auch, und so schob Marra ihre andere Hand unter seinen Arm, und wir bildeten eine Kette aus vier Gliedern.

Da es nicht weit bis zur »Roten Hölle« war, ließen wir den Wagen stehen und gingen zu Fuß.

Das Lokal, das wir wenig später betraten, machte seinem Namen alle Ehre. Blutrot war die dominierende Farbe. Ich erinnerte mich unwillkürlich an unser Abenteuer in der Feuerwelt. Dort hatte es so ähnlich ausgesehen.

Um dem Ganzen einen schaurigen Touch zu verleihen, hingen an den Wänden echte alte Foltergeräte, die der Wirt mühsam aus Schlössern und Burgen zusammengetragen hatte.

Ich wandte mich händereibend meinen Freunden zu und bemerkte lächelnd: »Willkommen in der ›Roten Hölle‹.«

Vicky Bonney machte mich auf einen freien Tisch in der Ecke des Lokals aufmerksam, und ich steuerte ihn sogleich an. Mir fiel auf, daß Marra und Vicky bewundernde Blicke ernteten, und ich sonnte mich im Glanz dieser beiden Mädchen.

Sobald wir Platz genommen hatten, erschien ein Kellner, der, wie könnte es anders sein – einen roten Anzug trug.

»Ich finde, in diesem Lokal kann man nur Borwein trinken«, sagte Vicky Bonney schmunzelnd.

Nachdem ich das Einverständnis der anderen eingeholt hatte, bestellte ich eine Flasche Bordeaux.

»Auf unsere Freundschaft«, sagte Mr. Silver, als der Rotwein in unseren Gläsern funkelte. »Möge sie lange dauern und stets so angenehm wie heute sein.«

»Dem habe ich nichts hinzuzufügen«, sagte Vicky Bonney.

»Ich auch nicht«, bemerkte ich, und dann stießen wir alle mit Marra an, ohne zu ahnen, daß dieses attraktive, sympathische Girl nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte.

***

Als ich den Lichtpunkt auf Marras Stirn sah, dachte ich, mich wurde der Schlag treffen. Es war schon einmal in meinem Beisein passiert.

Die Erinnerung an die grauenvollen Ereignisse war noch ganz frisch.

Und nun geschah es wieder.

Ich kann nicht beschreiben, wie schrecklich mir zumute war. Das Entsetzen lähmte mich.

Warum? schrie eine Stimme in mir.

Es war Pater Severin und mir gelungen, Marra vor Mago und seinen Schergen zu retten. Wir befreiten sie aus den Klauen von Vampiren und nahmen sie mit nach London, damit sie beim »Weißen Kreis« Schutz und Unterkunft fand.

Mein verstörter Blick suchte blitzschnell den gottverdammten Killer, und ich entdeckte ihn. Er stand neben dem Tresen, ein bärtiger Geselle mit struppigem Haar.

Er war für mich kein Fremder, ich hatte schon einmal – als es mich in die Vergangenheit verschlug – mit ihm zu tun gehabt.

»… o … a … o-s-s«, hatte Frank Meax von sich gegeben.

Jetzt war ich in der Lage, die Lücken aufzufüllen. Der verfluchte Dämon, der sich den Laser geholt hatte, war niemand anders als Stockard Ross.

Er hatte mich gequält und wollte mich töten, [1] doch ich war ihm entwischt und hatte gehofft, ihn nicht mehr wiederzusehen, doch nun stand er in der »Roten Hölle«, war gekommen, um Marra zu töten.

Sie war Mago und seinen Schergen entkommen, doch auch Stockard Ross war ein Hexenjäger, und anscheinend wollte er der schwarzen

Macht beweisen, daß er zuverlässiger war als der Schwarzmagier, der seit einiger Zeit das Höllenschwert besaß und andere Ambitionen zeigte.

Mago beschränkte sich nicht mehr ausschließlich auf die Jagd nach abtrünnigen Hexen. Er war dabei, mit Hilfe des Höllenschwerts seinen persönlichen Machtbereich auszubauen.

Vielleicht plante Stockard Ross, Mago demnächst abzulösen.

Oder hatte er das Amt des Schwarzmagiers bereits übernommen?

Es ist manchmal erstaunlich, wieviel einem in Sekundenbruchteilen durch den Kopf gehen kann.

Stockard Ross holte nach, was Mago und seine Schergen in Spanien nicht geschafft hatten – und er tat ein Übriges: Er holte Marra auf die schwarze Seite zurück, indem er sie mit dem Dämonenlaser, den er Meax abgenommen hatte, zum Monster verwandelte.

***

Panik in der »Roten Hölle«, das war klar, Männer und Frauen sprangen auf und ergriffen die Flucht. Angstschreie. Gebrüllte Flüche. Tische und Stühle fielen um. Gläser klirrten. Getränke aller Art bildeten Pfützen auf dem Boden.

Und mittendrin in diesem furchtbaren Tohuwabohu befanden wir uns, waren wie vor den Kopf geschlagen und sahen erschüttert zu, wie sich Marra verwandelte.

Ein schriller, kreischender Laut entrang sich ihrer verkohlten Kehle, sie wandte sich, aufspringend, gegen Vicky Bonney und fiel sofort über sie her.

Sie gehörte nicht mehr zu uns. Aus und vorbei war es mit der Freundschaft, die leider nur von kurzer Dauer gewesen war. Ich versetzte ihr einen kraftvollen Tritt, der sie zur Seite warf.

Dann sprang ich ebenfalls auf, während Vicky Bonney mit dem Stuhl umfiel.

Mr. Silver wollte sich Marra kaufen, doch ich schrie: »Überlaß sie mir! Kümmere dich um Stockard Ross!«

Das hörte auch der dämonische Hexenjäger, und er reagierte sofort darauf. Er zielte mit dem Dämonenlaser wahllos auf einige Gäste und machte sie zu schwarzen Monstern.

Vier Ungeheuer griffen den Ex-Dämon an. Mr. Silver riß sich das Jackett herunter und warf es fort, dann holte er sich ein hackenähnliches Werkzeug, das in seiner Nähe an der Wand hing. Das Metall bildete keine Schneide, sondern lief wie ein Pickel spitz zu.

Damit holte der Hüne aus.

Da stürzte sich eines der Ungeheuer von hinten auf ihn, riß ihm das Hemd auf und wollte ihm die Zähne in den Rücken schlagen.

Ein zweites Scheusal griff den Ex-Dämon an. Mr. Silver versetzte ihm

einen Fußtritt und ließ seinen Körper zu Silber erstarren. Als das Monster zubiß, knirschten seine Zähne über den widerstandsfähigen Metallkörper des Hünen.

Mr. Silver schüttelte das Höllenwesen ab und hackte mit dem Pickel nach ihm. Magie, die aus seinen Armen floß, erreichte die Spitze seiner Waffe.

Er traf das Scheusal damit, und es verging in einer Aschenwolke.

Ich hatte mit Marra wesentlich mehr Mühe. Die einstige weiße Hexe wollte unbedingt Vicky Bonney töten. Auf mich hatte sie es im Augenblick nicht abgesehen, aber mit mir mußte sie kämpfen, denn ich ließ sie nicht an meine Freundin heran.

Während sich Vicky benommen erhob, schlug ich mit meinen Fäusten auf das Monster ein. Ich brauchte dringend ein paar Sekunden, um an meinen Colt zu kommen, doch Marra ließ mir diese Zeit nicht.

Zischend und fauchend versuchte sie, mich aus dem Weg zu räumen, doch ich warf mich gegen sie und ließ mich mit ihr gegen die Wand fallen.

Dann sprang ich blitzschnell zurück, packte einen Tisch und warf ihn um. Das Ungeheuer stieß ihn wütend zur Seite, doch die Zeit hatte mir gereicht, meinen Colt Diamondback aus dem Leder zu ziehen.

Es fiel mir nicht leicht, die Waffe auf das schwarze Wesen zu richten, in dem ich immer noch Marra sah. Verdammt, ich hatte ihr nicht das Leben gerettet, um sie jetzt zu töten, aber ich hatte keine andere Wahl.

Wenn ich nicht abdrückte, würde sie mit Sicherheit zuerst Vicky Bonney und dann mich umbringen. Als das Monster sich von der Wand abstieß, zog ich den Stecher durch.

Die geweihte Silberkugel warf sie zurück. Marra erstarrte und wurde zu trockenem Kohlenstaub, der zu Boden rieselte und verging.

Als ich das sah, spürte ich ein ekelhaftes Würgen im Hals, und in meinem Haß suchte ich den, der dafür verantwortlich war: Stockard Ross!

Zu der noch offenen Rechnung kam eine neue, noch höhere.

Der verfluchte bärtige Geselle ergötzte sich an dem Schauspiel. Die schwarzen Wesen, die er mit dem Dämonenlaser geschaffen hatte, schirmten ihn gut ab.

Ehe ich den dämonischen Hexenjäger angreifen konnte, löste sich ein Monster von Mr. Silver und wandte sich mir zu. Es drängte mich ab, packte meine Hand und hielt sie fest, damit ich ihm mit dem Colt nicht gefährlich werden konnte.

Mr. Silver schwang den Pickel hoch, einer der beiden Gegner fiel ihm in den Arm, der andere trat ihm die Beine unter dem Körper weg. Stockard Ross unterhielt sich großartig. Er hatte nicht die Absicht,

sich in das Geschehen einzumischen; seine Monster schienen den Kampf immer besser unter Kontrolle zu bekommen.

Die Bestien entwaffneten Mr. Silver, doch damit war der Ex-Dämon noch lange nicht besiegt. Seine Gegner schleuderten den Pickel weit fort.

Da wurden die Finger des Hünen spitz wie Harpunenpfeile, und er stach damit zu.

Die Magie, die dabei in den schwarzen Körper des einen Scheusals gelangte, löste dieses auf.

Es gab nur noch zwei Monster – und Stockard Ross.

Meinen Gegner erledigten Vicky Bonney und ich mit vereinten Kräften. Obwohl wir einen friedlichen Abend geplant hatten, trug meine Freundin sicherheitshalber die Derringer-Pistole und ihre drei magischen Wurfsterne bei sich.

Schließlich sagt man, der Teufel schläft nicht, und das bewahrheitete sich heute wieder einmal.

Während ich verbissen darum kämpfte, meinen Revolverarm freizubekommen, schleuderte Vicky Bonney einen der Wurfsterne. Ich sah das blinkende Ding heransausen, und im selben Moment zuckte mein Gegner heftig zusammen.

Das war meine Chance!

Ich riß mich los, das schwarze Ungeheuer brüllte auf, ich stieß ihm meine Waffe in den Rachen und drückte ab.

Das Monster brach zusammen und verging.

Mr. Silver zerstörte den letzten schwarzen Gegner mit einem kraftvollen Handkantenschlag.

»Jetzt Stockard Ross!« schrie ich triumphierend und drehte mich um.

Aber dann fuhr mir ein eisiger Schock in die Glieder, denn der bärtige Dämon visierte mich mit dem Höllenlaser an!

***

Der Besitzer der »Roten Hölle« war dem Wahnsinn nahe. Als der Tanz der schwarzen Teufel losging, rettete er sich in die Küche.

Durch ein Schiebefenster sah er, wie Stockard Ross Menschen in Monster verwandelte. Daß die Einrichtung der »Roten Hölle« zu Bruch ging, nahm der Mann gar nicht wahr.

Ich brauche Hilfe! schrie es in seinen Gedanken. Fast automatisch stolperte er zum Hinterausgang. Die Polizei! zuckte es durch sein Gehirn.

Wie diese gegen die schwarzen Ungeheuer vorgehen sollte, wußte er nicht. Es war ihm nur wichtig, sie schnellstens herbeizuholen. Benommen vor Angst und Erregung rannte er durch den Hinterhof.

Nie würde er die Schreckensszenen vergessen, die er heute gesehen hatte. Tappend lief er durch den schmalen, finsteren Hof. Er stolperte

über einen mit Abfällen gefüllten Karton und wäre beinahe gestürzt.

Schimpfend setzte er seinen Weg fort. Durch eine Einfahrt erreichte er eine kleine Gasse, und nun waren es nur noch etwa hundert Schritt bis zur Telefonzelle.

Während des Laufens durchstöberte er seine Taschen nach Münzen; sie klimperten in seiner hohlen Hand, als er die rote Telefonbox betrat.

Fahrig wischte er sich über die Augen, bevor er den Polizeinotruf wählte.

Ein Mann meldete sich am anderen Ende, den scheinbar nichts erschüttern konnte.

»Hier spricht Ben Mason, Konstabler!« keuchte der Anrufer. »Mir gehört die ›Rote Hölle‹.« Er nannte die Anschrift, verhaspelte sich, wiederholte das Gesagte, um sicherzugehen, daß der Beamte ihn richtig verstand.

»Was gibt's, Mr. Mason?«

»Sie… Sie müssen sofort kommen!« stotterte Ben Mason. »In meinem Lokal … ein Kampf auf Leben und Tod …«

»Eine Schlägerei?«

»Schlimmer, Constabler. Viel schlimmer. Ich hoffe, Sie halten mich nicht für verrückt, wenn ich Ihnen sage, was da passiert. Ich will Sie auch bei Gott nicht auf den Arm nehmen. Mir ist wirklich nicht nach Scherzen zumute.«

»Okay, Mr. Mason, ich höre.«

Der Besitzer der »Roten Hölle« legte los, und was er dem Mann am anderen Ende des Drahtes erzählte, stürzte diesen in eine schwere Gewissenskrise.

Sollte er Ben Mason glauben? Oder hatte er einen entsprungenen Geisteskranken am anderen Ende der Leitung?

***

Aus! durchzuckte es mich. Jetzt bist du erledigt!

Jede Reaktion mußte zu spät kommen, denn Stockard Ross brauchte nur noch auf den Knopf zu drücken.

Mein Leben hing nicht einmal mehr an einem seidenen Faden; es wurde überhaupt nicht mehr gehalten.

Ich bin normalerweise ein geradezu unverbesserlicher Optimist, aber in diesem furchtbaren Augenblick schloß ich mit meinem Leben ab.

Da nahm ich hinter dem dämonischen Hexenjäger eine blitzschnelle Bewegung wahr.

Eine große, kräftige Gestalt huschte zur offenen Hintertür herein.

Sie paßte in die »Rote Hölle«, und sie paßte auch irgendwie zu Stockard Ross.

Blutrote, eng anliegende Hose, breiter Ledergürtel mit großer

Metallschnalle, nackter, muskulöser Oberkörper, der glänzte, als wäre er mit Massageöl eingerieben, rote Gesichtsmaske…

Anthony Ballard, der Hexenhenker, mein Ahne!

Yuums alles sehendes Auge, diese unbezahlbare Warneinrichtung im Keller jenes Hauses, in dem die Mitglieder des »Weißen Kreises«

wohnten, mußte ihn informiert haben.

Vermutlich hatte er den Horror von Anfang an mitbekommen – als Marra, die weiße Hexe, die so begeistert von Daryl Crenna und seinen Freunden aufgenommen worden war, den Tod fand.

Nun war mein Ahne hier, um Marras Tod zu rächen.

Daß er mir damit gleichzeitig das Leben rettete, konnte mir nur sehr recht sein.

Anthony Ballard hob sein Henkersbeil, dessen Schneide magisch geschärft war, und er schlug damit sofort zu.

Hexenjäger gegen Hexenjäger!

Wie schon erwähnt, war Stockard Ross Inquisitor, Jäger und Henker in einer Person gewesen, doch während mein Ahne nur wahren Hexen den Garaus machte, mißbrauchte Ross sein Amt auf grausamste Weise, und selbst die harmlosesten, friedfertigsten Menschen waren vor ihm nicht sicher.

Stockard Ross spürte, daß jemand hinter ihm aufgetaucht war, und das lenkte ihn davon ab, auf den Auslöseknopf zu drücken.

Er war gezwungen, auf Anthony Ballards Erscheinen zu reagieren.

Als der Hexenjäger mit dem Beil zuschlug, fuhr der dämonische Hexenjäger herum.

Gleichzeitig sprang er einen Schritt zur Seite.

Das Henkersbeil fuhr surrend durch die Luft, traf den bärtigen Dämon aber nicht.

Ross stürzte sich mit einem Wutschrei auf den Angreifer, stieß Anthony Ballard gegen den Tresen und wollte den Dämonenlaser gegen ihn einsetzen.

Da traf das Beil, das mein Ahne hochriß, mit der stumpfen Rückseite den Unterarm des Hexenjägers. Stockard Ross brüllte auf, er konnte die Waffe nicht halten, sie flog in hohem Bogen durch das Lokal.

Ich richtete meinen Revolver auf das zylindrische Ding und drückte ab. Das geweihte Silber hieb den Blechmantel der Waffe auf, und der Höllenrubin flog heraus.

Wir sahen, wie das von Atax geschaffene Feuer im Stein loderte, und Mr. Silver aktivierte erneut seine übernatürlichen Fähigkeiten.

Glutpartikel tanzten in seinen Augen, und dann rasten zwei Feuerlanzen heraus.

Sie stachen auf den Rubin zu, das Mineral schmolz, und die darin enthaltenen Höllenkräfte wurden in einem blendenden Gleißen freigesetzt. Es stank entsetzlich nach Schwefel, ein gewaltiger Sturm

heulte durch die »Rote Hölle« und riß uns beinahe um. Der Boden bebte, die Wände vibrierten, ein schlangenhaftes Zischen, tausendfach verstärkt, erfüllte für wenige Augenblicke den Raum, dann war alles vorbei.

Der Dämonenlaser war zerstört, der Höllenrubin vernichtet.

Stockard Ross verwandelte sich in eine riesige Hyäne. Anscheinend glaubte er, in dieser Gestalt dem Hexenjäger überlegen zu sein.

Er sprang Anthony Ballard an, mein Ahne wich zur Seite und hieb mit dem Beil zu. Er wollte die Dämonenhyäne entzweischlagen. Die Kraft, die er in den Hieb legte, hätte ausgereicht, doch das knurrende Tier erkannte die Gefahr rechtzeitig, schnellte aus dem Gefahrenbereich und schoß durch die Hintertür davon.

Ich rannte los und hoffte, den Hexenjäger einzuholen.

Die Höllenhyäne jagte durch die Küche und in den dunklen Hinterhof. Das große Tier war ungemein schnell. Als ich mit schußbereiter Waffe in die Finsternis hinaussprang, war Stockard Ross bereits verschwunden.

Er hatte begriffen, daß er hier auf verlorenem Posten gekämpft hätte.

Anthony Ballard, Mr. Silver, ich – jeder von uns hätte ihn vernichten können.

Jeder für sich allein – oder alle drei zusammen. Deshalb suchte er das Weite, und der einzige Lichtblick dabei war, daß dem Hexenjäger der Dämonenlaser nicht mehr zur Verfügung stand.

Stockard Ross war auch ohne diese Waffe gefährlich genug.

Ich war sicher, daß ich ihm in dieser Nacht nicht zum letztenmal begegnet war.

***

Ich kehrte in die »Rote Hölle« zurück. »Danke«, sagte ich zu meinem Ahnen.

»Yuums Auge zeigte mir, was hier geschah, und ich machte mich sofort auf den Weg«, sagte der Hexenhenker.

Ich lächelte dünn. »Du hättest hier keine Sekunde später eintreffen dürfen.«

»Du hattest mehr Glück als Verstand«, behauptete Mr. Silver.

Er hatte recht. Mit ein bißchen weniger Glück wäre ich unweigerlich verloren gewesen.

Mich schauderte noch im nachhinein bei diesem Gedanken.

»Arme Marra«, sagte der Hexenhenker leise.

»Du hast sie sehr gemocht, nicht wahr?« sagte ich.

Der Maskierte nickte. »Ich fühlte mich für ihre Sicherheit verantwortlich. Du hast sie unter meinen persönlichen Schutz gestellt.«

»Du darfst dir keine Vorwürfe machen«, sagte ich. »Es trifft dich

keine Schuld daran, daß Marra nicht mehr lebt.«

»Ich hätte nicht von ihrer Seite weichen sollen, jedenfalls so lange nicht, bis sie ihre Hexenkräfte wiedergewonnen hätte.«

»Du konntest nicht wissen, was hier passiert. Wir alle hatten keine Ahnung. Selbst Mr. Silver wurde überrascht.«

»Es hätte nicht dazu kommen dürfen«, sagte der Hexenhenker niedergeschlagen.

»Uns alle schmerzt Marras Verlust«, sagte ich.

Anthony Ballard hob sein Henkersbeil und rief: »Stockard Ross! Wo immer du jetzt bist, ich hoffe, du hörst mich! Wir werden uns eines Tages wiedersehen, und dann zahle ich dir das heim! Ich werde furchtbare Rache nehmen! Das schwöre ich bei meiner Ehre!«

Er verließ die »Rote Hölle«, bevor die Polizei eintraf.

Der »Weiße Kreis« hatte zwei Tiefschläge hintereinander hinnehmen müssen: Nachdem sich die Tornadodämonen, die sich auf meinen Rat hin dieser Vereinigung anschlossen, als tödliche Feinde entpuppt hatten, nun der tragische Verlust der weißen Hexe…

Wir konnten nur hoffen, daß es damit genug war.

Polizeifahrzeuge stoppten vor der Bar, die wir so unbeschwert und vergnügt betreten hatten. Wir stellten uns den Beamten zur Verfügung und machten unsere haarsträubenden Aussagen, die der Besitzer der »Roten Hölle« teilweise bestätigte.

Eine Stunde später betraten wir unser Heim in der Chichester Road. Vicky Bonney sagte, sie wolle gleich zu Bett gehen.

»Ich komme in ein paar Minuten nach«, sagte ich zu ihr, und sie wünschte Mr. Silver eine gute Nacht.

Ich nahm mir einen Pernod und wandte mich mit dem Glas in der Hand zu meinem Freund.

»Wieder ist eine Schlacht geschlagen«, sagte der Ex-Dämon, »aber ich bin mit dem Ausgang ganz und gar nicht zufrieden.«

»Ich auch nicht.«

»Anscheinend haben wir in Zukunft mit zwei Hexenjägern zu rechnen – mit Mago und mit Stockard Ross. Als ob einer nicht schon gereicht hätte.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Drink. »Wir sind jetzt allein, Silver, und ich möchte dich etwas fragen.«

Der Hüne richtete seine perlmuttfarbenen Augen auf mich. »Was denn?«

»Erinnerst du dich noch an unseren Rückflug von Sizilien?«

»Ich glaube, ich weiß, worauf du hinauswillst, Tony.«

»Wir saßen nebeneinander im Flugzeug, und du erzähltest mir von einem Alptraum, aus dem sich herauskristallisierte, daß eine schreckliche Bedrohung über uns hängt.«

Der Ex-Dämon nickte. »Ich erinnere mich.«

»Ich wollte wissen, von wem diese Bedrohung ausging, aber du sagtest, in deinem Traum wäre vieles in der Schwebe geblieben. Du sprachst von Traumfetzen, die keinen Sinn ergaben. Da waren Mago und das Höllenschwert, Atax, Oda. Du hast diesen Alptraum als eine Ahnung gesehen, die wir ernstnehmen sollten.«

Wieder nickte Mr. Silver. »Und ich sagte, daß einem von uns der Tod drohen würde.«

»Einem aus unserem engsten Freundeskreis«, sagte ich.

»Ja.«

»Kannst du damit Marra gemeint haben?«

Der Hüne zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, Tony. Ich wußte damals noch nichts von Marra.«

»Aber sie gliederte sich innerhalb kürzester Zeit in unseren Freundeskreis ein.«

»Wir können nur hoffen, daß sich der Alptraum heute nacht erfüllt hat.«

»Ich hasse diese Ungewißheit.«

»Wer haßt sie nicht?« sagte Mr. Silver. »Geh zu Bett.«

»Du bleibst noch auf?«

»Ja, es geht mir zu viel durch den Kopf.«

»Roxane?«

»Vor allem. Aber auch mein Sohn, dessen Aufenthaltsort ich nicht kenne – und Cuca… Ach, mich beschäftigt so vieles …«

»Wir werden unsere Probleme im Laufe der Zeit lösen, eines nach dem anderen.«

»Dann werden neue kommen.«

»Auch mit ihnen werden wir fertig«, sagte ich und legte dem Ex-Dämon die Hand auf die Schulter. »Weißt du es immer noch nicht, Silver? Wir beide sind ein unschlagbares Team.«

»O ja, das ist mir bekannt, aber es gibt Momente, wo ich daran zweifle.«

Ich leerte mein Glas.

Als ich wenig später neben Vicky Bonney lag, schnurrte sie leise und kuschelte sich an mich. Ihr Kopf lag in meiner Armbeuge, und wir waren einander körperlich so nahe, wie es nur ging.

Aber ich merkte, daß uns gleichzeitig auch irgend etwas trennte.

Etwas, das sich in mir befand und auf eine rätselhafte Weise von mir Besitz ergreifen wollte.

Und das beunruhigte mich…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 29 »Hexenjäger aus dem Gestern«, Tony Ballard Nr. 30


»Vampir-Terror«